J. v. Jean
1926 i
(2 Frenzel

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

25558.

Watteau.

Ein Roman

von

Karl Frenzel.

Zweiter Band.

Stadtbibliothek

Hannover.
Carl Rümpler.
1864.

Das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

Bayerische Staatsbibliothek München

VII.

Seit dem Augenblick, als Watteau von dem Weidenstamme hinabstieg, bis zu dem jetzigen, in dem die Gesellschaft die für den Ball geschmückten Zimmer und Säle Avalon's besichtigte, waren beinahe drei Tage verflossen, — Alles in Allem ereignißlos verflossen. Denn zunächst von dem großen Jagdzuge brachte nicht einmal Henri de Rion eine Anekdote heim; über den Schuß, der endlich den müde gehetzten Hirsch am Ufer des See's getödtet, konnte sich kein Streit erheben: Octave hatte ihn abgefeuert, und der Vicomte ihn sogleich mit auf die lange Liste der Beleidigungen gesetzt, die er von dem Marquis erfahren, und mit seinem Degen zu rächen beschlossen. Sonst

war das Frühstück im Walde untadelhaft gewesen, die Damen und Fortunio hatten auf ihren Pferden unvergleichlich schön ausgesehen, und sich Alle in so erhobener Stimmung der Freude und des Vergnügens befunden, daß sie sogar den „Nacht-Imbiß“ — es war ein Ausdruck Henri's — in heiterster Laune hinnahmen. Dieser Nacht-Imbiß war eine Gespenster-Geschichte aus Montpellier, die Frau Argentine, da sie an diesem Abende das Loos getroffen, so breit wie lang erzählte, und die aus dem einfachen Grunde nicht zum Schlusse kam, weil sie keinen hatte.

Von den beiden dunklen Punkten indeß, die allmählig, je näher die Entscheidung rückte, die Phantasie Aller mächtiger zu beschäftigen anfingen: der Erbschaft und dem Wesen der „Dame im Thurme,“ hatte sich der Schleier, der sie verhüllte, noch nicht gelüftet.

Auf der Jagd hatte Heloise dem Malteser zugeflüstert: „Sagen Sie es Ihrem Freunde, es

sei Alles verloren, er wie ich würden leer ausgehen, der Marquis habe sein Vermögen dem Arzte vermacht, ich wisse es aus sicherstem Munde."

Darauf, als ihm dies d'Aydie mittheilte, entgegnete Octave: „Sie weiß es von dem Advokaten, sie ist ein habsüchtiges, jeder edleren Regung unfähiges Weib. Mich beklagen Sie nicht, mein Freund, ich werde meine Güter verkaufen, meine Schulden bezahlen, und fortan von meinem Degen leben."

Dieser Entschluß kräftigte sich immer mehr in ihm und gab ihm einen ruhigen Muth und eine unerschrockene Haltung. Als am Morgen nach der Jagd die Gräfin ihm die „Herrschaft über Avalon" abtrat, und das Zeichen ihrer bisherigen Macht, das Lilien-Scepter, in seine Hand legte, erkannten die Andern in dem ernsten, hoheitsvollen Manne, der Alle mit gleicher Freundlichkeit, ohne jeden Hauch seiner früheren Bitterkeit und seines Hochmuths, begrüßte, kaum den alten tollen Octave

wieder. Ein Zug der Trauer, der Verschlossenheit, milderte seine Strenge und die Würde seines Benehmens. Was leichtsinnig und verletzend an ihm erschienen, hatte er abgestreift, es blieb freilich noch zu entscheiden, ob diese Veränderung eine wahre und dauernde, oder nur eine künstlich angenommene sei. Dieser Zweifel lag in Simon Riquier's Gesicht ausgedrückt; die Andern aber gaben sich leichter und unbedenklicher dem guten Eindruck hin, den Octave's Umwandlung auf sie ausübte. Schon hatten sie den drei Tagen seiner Herrschaft mit Besorgniß entgegengesehen, und Streit und Hader, wohl gar Auflösung der Gesellschaft, von seinem hochfahrenden Wesen befürchtet, es war eine angenehme Enttäuschung, ihn milde und zugänglich, für jeden ihrer Wünsche bereitwillig zu finden. Ob er sich nun die verschlossene Pforte des Thurmes öffnen lassen, und das Geheimniß der Unbekannten lösen wird? dachte Watteau. Aber es geschah nichts; Octave schien

Willens, die Aufklärung dieser dunklen Geschichte von der Zeit und dem Zufalle zu erwarten, und sie nicht durch Gewalt zu erzwingen.

Wenn nicht der beste und kürzeste, so war dies doch der sicherste Weg. Während der Jagd, als er, in der Abwesenheit der Andern, sich füglich für den vornehmsten Mann in Avalon dünken konnte, hatte Watteau den Haushofmeister Ambroise und Frau Argentine wegen des Thurmes zum Reden zu bringen versucht, aber reichte nun seine Ueberredungskunst nicht aus, was das Wahrscheinlichste war, oder wußten Beide in Wahrheit nichts von der weißen Dame: Watteau erfuhr nichts, sondern wurde ausgelacht. „Er trinkt zu viel," sprach Ambroise in sich hinein, „der gnädige Herr Vicomte hat es gesagt, die Vicomtes haben immer Recht, und nebenbei scheint er der Narr der Herrschaften zu sein." Frau Argentine war mit solchen Anschuldigungen noch nicht zufrieden, sie fühlte sich selbst höchlich in ihrer Ehre gekränkt,

als der Maler die Andeutung fallen ließ, der junge Fortunio, ihr Schützling, habe ein heimliches Einverständniß mit der weißen Dame. Signor Fortunio ein Wüstling, Signor Fortunio auf nächtlichen Spaziergängen im Garten! Ein-, zweimal schlug sie die Hände über ihrer spanischen Duenna-Haube zusammen, und Watteau mußte sich zu einer feierlichen Bitte um Verzeihung demüthigen, um ihre Gunst nicht ganz zu verlieren. Wäre es nun zu Montpellier, in dem stillen Hause am Thor gewesen, so würde der arme Fortunio am Abend von ihr in das strengste Verhör genommen worden sein, allein in dem Geräusch des Schlosses, bei der Aufregung Aller, und Frau Argentinen's eigener Geschäftigkeit, ihrer Unruhe, als ihr Loos gezogen wurde, ging der Sturm ungefährlich für den Knaben vorüber. Nach so vielen mißlungenen Versuchen hätte Mancher die Forschung nach der weißen Dame aufgegeben, und sich in Geduld auf den Tag der Testaments-Eröffnung

beſchieden, wo ja auch dieſer Schleier ſinken mußte, Watteau nicht. In ſeiner ſcheuen und mißtrauiſchen Natur lag zugleich ein hartnäckiges Feſthalten an einem einmal ergriffenen Gedanken und Plan. Am erſten Tage der Herrſchaft Octave's machte die Geſellſchaft einen Ausflug nach Vaucluſe und ſeiner berühmten Grotte, jener durch Petrarca's Sonette gefeierten Stätte der Provence. Unter dem Vorwande, die Ausſchmückung des Saales zu vollenden, und an ſeiner Skizze zu arbeiten, ließ ſich Watteau von der Fahrt entbinden. Er rührte indeß, als die Damen im Wagen, die Herren zu Pferde, Avalon verlaſſen hatten, weder den Stift, noch den Pinſel an, gab nur den Arbeitern einige Befehle, ging in den Garten und warf ſich in's Gras. Stundenlang blieb er ſo, träumend, ſelbſtvergeſſen, als erwarte er das Glück im Schlaf. Doch Dame Fortuna kam ſo wenig, als die Dame in Weiß. Zuletzt wurde ihm auch das Liegen auf dem Raſen, das Schauen in die

Wolken langweilig. „Hätte ich doch nie eine Farbe und einen Pinsel angerührt," dachte er, „wie glücklich könnte ich im Kloster La Trappe sein." Es war heller Mittag, die Sonne brannte, er wollte aufstehen und that es doch nicht. Um ihn summte und surrte es von Käfern und Schmetterlingen, dann wehte es frisch und kühl von dem See her . . . göttliche Faulheit! Aber horch, kam da nicht ein sanfter Ton herüber, wie von Zephyr's Fittigen getragen, schmelzend, weich? Seinen Kopf erhob Watteau. Ging nicht ein weißes Geflimmer durch die grünen Gebüsche? Im Nu war der Maler emporgesprungen, dem Schimmer und Geflatter nachschleichend. Mittags-Sonnenschein — da pflegen sich doch keine Gespenster zu zeigen. Ja, wenn man nur gewiß wüßte, daß die Gespenster außer uns und nicht in uns wären, dann möchte man schon leichter mit ihnen fertig werden. Ueber den Rasen hin schritt Watteau der Kastanien-Allee zu, vor ihm wehte der weiße Schleier,

schimmerte das weiße Gewand. Die Entfernung zwischen ihm und der Gestalt wurde immer geringer, deutlich sah er sie jetzt an dem ersten Baume des Ganges stehen, gerade wie in der Mitternacht. Wie damals blickte sie nach dem Schlosse zurück — und Watteau blieb wie angewurzelt stehen, rührte sich nicht, starrte nach der Erscheinung, — für ihn war es jetzt keine körperliche Erscheinung, sondern eine Luftspiegelung, so zerfloß sie ihm wie Nebel, in den Dunst des Mittags. Er kehrte nach dem Schlosse um und forderte von Ambroise die Schlüssel zu den Gemächern des verstorbenen Marquis. Kopfschüttelnd, widerstrebend gab sie ihm der Alte, und ging ihm vorsichtig nach, in der Furcht, der Maler möge, vom Sonnenstich getroffen, eine Tollheit begehen. Es war eine unnöthige Sorge, Watteau benahm sich wie ein halbwegs vernünftiger Mann. Ohne sich umzuschauen, eilte er nach der Kunsthalle. Dort, die Arme übereinander geschlagen, setzte er sich vor

dem Bilde des Liebesgartens nieder. Eine Weile wartete im Nebengemach Ambroise der Dinge, die kommen würden. Doch Watteau rührte sich nicht, er war in die Betrachtung des Gemäldes versunken. Darüber verlor der Diener die Geduld und entfernte sich. Eine leise Bewegung machte Watteau, wie Einer, der sich von einem unberufenen Lauscher befreit sieht. Ein Lächeln voll unbeschreiblicher Freude und Schwermuth spielte um seine schmalen Lippen. „Auf Wiedersehen, mein Rubens, drüben oder drunten," sagte er nach langem Sinnen und stand auf. Durch das Laboratorium zurückgehend, nahm er mit festem Griff das dreizehnte Fläschchen vom dritten Brett: „So hat man doch den Tod in seiner Gewalt, und der Tod ist gut gegen die Liebe und die Verse Bertaut's."

Bei dieser Gewißheit, Herr seines Geschicks zu sein, schwand seine Unruhe, die mit Erinnerungen, Zweifeln und Angst seit seinem ersten Gespräch mit Simon Riquier ihn gequält, mit ge-

faßter Gelassenheit sah er dem Kommenden entgegen und arbeitete an diesem Tage und am nächsten Morgen so rüstig und unverdrossen, daß er jetzt in den Nachmittagsstunden sein vollendetes Werk den Damen und Herren zeigen konnte. Kunstreich hatte er den zu solchen Festlichkeiten früher benutzten Saal des Schlosses zu einem langen Blumengang umgestaltet, die Nischen, die in der einen Wand den Fenstern gegenüber sich befanden, durch Kränze, Gewinde und malerisch geordnete Vorhänge in Lauben und Grotten verwandelt. Die andere Wand, der Flügelthür und den eintretenden Gästen gegenüber, war mit einer, rasch fertig gemalten Decoration bespannt. Wie leicht und wie geeignet für das augenblickliche Bedürfniß Watteau zu arbeiten wußte, hatte er hierin wieder einmal bewiesen. Die Malerei stellte ein nordfranzösisches Schloß im Styl des 15. Jahrhunderts dar — ein Haus mit steil ansteigenden, schiefergedecktem Dach, mit kleinen Thürmen und Giebeln darauf

und daran. Gerad vor dem Beschauer lag das Portal mit der Inschrift:

„Quant dame pert, dame me soit aidans . .“ ein Vers König Thibaut's von Navarra, der etwa sagen will: so oft die Dame — nämlich die Himmelskönigin Maria — erscheint, sei sie mir hülfreich. Rechts davon erhob sich eine Gruppe Eichen, näher dem Hintergrunde zu schimmerte ein Theil des Schloßteiches, links vom Portal lief ein Pfad einen Hügel hinauf, dessen Spitze ein altes, zerfallenes Mauerwerk krönte. So konnte der durch die Saalthür Eintretende meinen, den Baumgang eines fürstlichen Gartens zu dem Wohnhaus entlang zu wandeln. Im Glanz der Lichter mußte die Täuschung und die Wirkung des Bildes eine noch vollkommenere sein. Die Gesellschaft war denn auch einstimmig in ihrem Lobe, alle versprachen sich einen zauberhaften Eindruck von dieser Decoration. Der Vicomte wollte den Maler gleich für die Ausschmückung und Wiederherstellung

der Säle in seinem Stammschlosse in der Gascogne gewinnen, wohin er sich nach der Eröffnung des Testaments zurückziehen werde, um von seinen Liebeswunden zu genesen und das Studium Montaigne's mit ungetheilter Aufmerksamkeit fortzusetzen. Und Frau Argentine war von der Größe der Leinwand, die „der faule Mensch" in so kurzer Zeit mit so schönen Dingen vollgemalt, so entzückt und betroffen, daß sie immer nur sagte: „Es ist ja gar nicht möglich, daß Sie das gemacht haben, Herr Watteau, gar nicht möglich!" Am schweigsamsten verhielt sich der Anordner des Festes, der Marquis Octave von Roche-Noire. Mit bedenklichen Blicken musterte er die Malerei, streifte mit noch bedenklicheren und dunkleren Watteau und konnte über einige abgebrochene Laute hinaus weder eine Bemerkung des Tadels noch der Anerkennung finden. Er war der Letzte, der zu dem Maler herantrat und ihm die Hand schüttelte: „Ich danke Ihnen, Watteau, aber. ."

„Die Baſtille? Das will Ihr Aber doch bedeuten! Ich mache mir aus allen Baſtillen der Welt gar nichts“ — und er blies über ſeine Hand hin: „nicht ſoviel!“

Zwei hatten ihr Urtheil noch nicht abgegeben, denn ſie waren nicht im Saale: die Gräfin Heloiſe und Simon Riquier. Den Tag über hatte Heloiſe mit ihren Zofen ſo Mancherlei über ihren Ballanzug abzureden, hier eine Schleife fortzunehmen, dort anzuſetzen, daß ſie nur bei den gemeinſchaftlichen Mahlen erſchien und gleich darauf wieder an den Putztiſch zurückeilte. Der Gedanke des Feſtes, die Sucht zu glänzen und Allen zu gefallen, erfüllte ſie ganz — recht im Gegenſatz zu Aiſſé, die ſich um ihren Schmuck ſo wenig wie um den Ball zu kümmern ſchien. Als Heloiſe endlich mit ihren Vorbereitungen fertig geworden, eilte ſie in den Garten: die Zimmerluft ſei ihr zu drückend und das Meiſterwerk Herrn Watteau's werde ſie noch immer zeitig genug in Augenſchein

nehmen können. Unter den Kastanien traf sie zufällig mit Simon Riquier zusammen. Hatte sie den Bären schon gezähmt? War sie ihres Sieges sicher? Das gemessene Wesen Octave's erregte ihr eine unbestimmte Besorgniß, von Simon Riquier fürchtete sie nichts. Auf der Jagd wie auf der Fahrt nach Vaucluse hatte der Arzt gezeigt, daß ihm nicht jede ritterliche Höflichkeit fehle und daß auch er den Damen zu huldigen verstehe. An gefährlichen Stellen hatte er auf einem Bergpfad Heloisen's Pferd am Zügel geführt, sie sicher über einen ausgetretenen Gebirgsbach geleitet. „Der Zauber wirkt", lächelte ihr Aissé zu und die Gräfin klopfte mit ihrer schlanken Hand den Hals ihres Rosses. In einem größeren Kreise stellten ihr Witz, die gefällige Gabe leichter und scherzender Unterhaltung, der Scharfsinn, mit dem sie die Schwächen eines Jeden erkannte, die Feinheit, mit der sie auf jegliche Meinung einging, jede andere Frau neben ihr in Schatten. Heloise bezwang

die Geister und reizte die Sinne, Aissé hatte den süßen Duft eines Veilchens, ihre Augen sprachen nur zu einem empfindungsreichen Herzen. Von der Lebhaftigkeit und dem liebenswürdigen Ton der Gräfin fühlte sich der Arzt auf das Angenehmste berührt. So ohne Selbstliebe und Eitelkeit ist Keiner, daß ihm nicht die Gunst einer schönen und geistreichen Frau schmeichelnd wohlthue; gilt man nun als mürrisch oder grämlich und erfährt dennoch solchen Vorzug, so strebt man um so eifriger, ihn durch sein Benehmen zu verdienen. Unter dem Banne von Heloisen's Blicken schien sich der harte Sinn und die starre Haltung Simon Riquier's zu erweichen, es kam Fluß und Bewegung in ihn. Schon bei der Heimkehr von der Jagd trug Henri dem Malteser eine Wette an, daß noch vor dem zehnten Tage die Gräfin von Villeneuve sich mit dem Arzte verloben würde — worauf d'Aydie antwortete, daß ihm seine Ordensregel das Spiel untersage und er überdies

geleſen habe: das Herz eines Weibes ſei wie ein tiefer Brunnen, Niemand, der am Rande ſtände, könnte wiſſen, was auf ſeinem Grunde ſei. Der Vicomte gab das Letzte zu, blieb aber doch bei ſeiner Meinung. „Ich gönne dieſem abſcheulichen Burſchen dieſe Frau," lautete ſein Selbſtgeſpräch, „George Dandin, der Zweite! das iſt offenbar ſein Loos. Es war eine Dummheit, daß ich ihr meine Hand anbot, viel glücklicher wird eine Woche nach ihrer Hochzeit meine Liebesgeſchichte mit ihr verlaufen. Heloiſe gehört zu den Frauen, die Alles für die Andern und nichts für ihren Mann ſind. Das ſchmeckt nach Montaigne, Frucht meiner Lectüre. Ja, die Einſamkeit iſt die Mutter der Weisheit. Gott ſegne deine Stirn, Simon Riquier, tu l'as voulu!" Wenn Henri de Rion ſich über die kleinen Leiden und Demüthigungen, die uns das Leben bereitet, wieder auf die Höhe der Selbſtgenügſamkeit und Selbſtbeſpiegelung erhoben hatte, pflegte er im Sinne der Zeit und

seiner Genossen, witzig und unwiderstehlich zu werden, seine Weltverachtung bekam einen Zusatz von Unverschämtheit, der den „Edelmann und Roué“ der Regentschaft erst in ihm vollendete. Heloise vermied er mit einer gewissen Absichtlichkeit, den Arzt behandelte er geringschätzend. Um so auffallender stach Octave's Benehmen von dem seinigen ab. Der Marquis war ruhiger gegen seine Cousine, freundlicher gegen seinen Vetter geworden, als füge er sich dem Unvermeidlichen und beneide dem Glücklichen weder das Erbe noch die Braut.

Von den Fenstern des Saales aus konnten die darin Befindlichen die Beiden bemerken, wie sie jetzt nach einem langen Spaziergang zum Schlosse hinaufgingen. Simon Riquier sah zu der Gesellschaft empor und grüßte. Der Vicomte fing an zu lachen: „Scheint dieser stolze Blick und die noch stolzere Haltung unsers würdigen Freundes,

Herrn Riquier's, nicht zu fragen: wie viel kostet ein Adelspatent? Ich kann's bezahlen."

„Was soll er denn mit dem Adelstitel?" meinte verwundert Frau Argentine, in deren Kopf der Adel und das kleine Haus in Montpellier sich nicht in Einklang bringen ließen.

„Seine Wissenschaft daran aufhängen", entgegnete Henri. „Manche wurden Aerzte, wider ihren Willen, nur weil es ihre Frauen wollten, Andere hören auf, Aerzte zu sein, eben auch weil es ihre Frauen wollen. Es ist das eine verwickelte Geschichte, Madame Argentine, aber das Leben ist ein Knoten, der Tod auch — Alles in Allem ein Weltknoten. Kennen Sie nicht das hübsche Lied von Rabelais: „göttliche Flasche, geheimnißvolle . . ."

„Respekt vor den Damen", unterbrach ihn freundlich, aber doch ernsten Tones, Octave —

Eben traten Heloise und Simon Riquier ein.

„Wir kommen die Letzten, Ihr Werk zu be-

trachten, Herr Watteau", sagte die Gräfin, „aber darum mit nicht weniger empfänglichem Herzen. Wie schön nimmt sich der Saal aus! Das wird morgen eine rechte Pracht und Herrlichkeit sein." Die Andern machten ihr Platz, damit sie den vollen Anblick der Malerei genösse. Einige Schritte ging sie der Hinterwand noch näher, Watteau blieb an ihrer Seite. Ueber das gemalte Schloß, die Eichen, die Ruine flog ihr Blick hin, wie ein Wetterleuchten, mit sprachlosem Erstaunen und Zürnen heftete sie ihn dann auf den Maler. Aber diesmal leuchtete auch in Watteau's eingesunkenen Augen ein himmlisches Feuer, fest und sicher sah er sie an.

„Quant dame pert, dame me soit aidans", sagte er leise mit sanft bittender Stimme. Auf seiner Stirn stand etwas, wie das Zeichen des Genius und die Erinnerung glücklicher Stunden.

Aber das war eine Sprache, die nicht mehr zu Heloisen's Herzen klang. „Beleidigung auf

Beleidigung", flüsterte sie. „Wagen Sie's, mir Krieg anzukündigen?"

„Es ist ein Friedenszeichen, ich verzeihe Ihnen."

„Sie bieten mir Verzeihung? Ihr Hochmuth übersteigt noch Ihre Tollheit. Ich werde Sie . ."

„Tödten? Sachte, Frau Gräfin", — und er legte die Hand auf die Brust, „dafür ist gesorgt."

Von der Gesellschaft hatte Keiner sonderlich der Beiden geachtet; erst jetzt gesellte sich Henri zu ihnen. „Prächtig, Frau Gräfin. Durchaus mein Geschmack. Fehlen nur noch tanzende Schäfer und Schäferinnen oder ein einsames Liebespaar, Rinaldo und Armide, Venus und Adonis. Was sind Sie für ein wackerer Bursche, Watteau . ." er schlug ihm leutselig auf die Schulter, „und haben eine so reiche und entzückende Phantasie. Wo nehmen Sie nur das schnurrige Zeug und all' Ihre Schlösser her?"

„Was ist da so Wunderbares?" antwortete Heloise und erhob ihre Stimme. „Welche

Geschichten wird Ihr Kammerdiener nicht von Ihnen wissen, Herr Vicomte? Es ist schon gut, daß die Bedienten noch keine Memoiren schreiben. Herr Watteau ist von so vielen Freunden seiner Kunst nach ihren Landsitzen und Schlössern eingeladen worden — ich will glauben, daß er all' diese Gärten nur malt, um ihr Angedenken zu verewigen, sonst . ."

„Ja, sonst würde die Keckheit unverschämt sein, mit der er die verschwiegensten und geheimnißvollsten Stätten den Augen der Menge bloßstellt", sagte Henri. „Man denke sich nur, diese Eichen wären etwas wie die Grotte, wo Dido und Aeneas sich trafen."

„Ein toller Scherz", entgegnete die Gräfin, „es wird Niemand glauben, daß ein Maler je die Rolle des Aeneas gespielt habe, am wenigsten einer . ."

„Der aussieht, wie ich, Antoine Watteau",

unterbrach sie der Maler mit einer tiefen Verbeugung.

„Sie sind zu bescheiden, Freund Watteau, die Dido's pflegen oft einen so sonderbaren Geschmack zu haben", so der Vicomte.

Und Octave: „Allein Ihr Urtheil, meine Cousine; Sie haben uns noch nicht gesagt, ob die Malerei Ihren Beifall hat, wo nicht, werde ich sie fortschaffen lassen."

„Ich verstehe nichts von der Kunst, mein Vetter; es wird wohl eine treffliche Dekoration sein, da der Herr Vicomte von Rion dafür schwärmt. Um meinetwillen soll sie nicht entfernt werden; sie entspricht ihrem Zwecke und reizt die Phantasie der Neugierigen, wieder ist der Vicomte mein Zeuge, ob dies gemalte Schloß nur eine Erfindung oder das getreue Nachbild eines wirklichen sei. Mehr kann man von einer Handwerksarbeit nicht fordern." Und leicht den Kopf zur Seite wendend, winkte sie Fortunio: „Nur heran, Sie

ungetreuer Page, meine schöne Freundin entführt Sie mir ganz und gar."

Vielleicht wäre der Mißklang, der aus diesem Wortwechsel noch wie ein Echo in den Zuhörern nachhallte, die Befremdung, die der Vorgang hervorgerufen, stärker und dauernder geworden, wenn nicht Simon Riquier jetzt zu Octave gesprochen: „Mein werther Herr Vetter, Ihnen und den andern Herren und Damen auf Schloß Avalon habe ich die Bitte einer Dame, die unbekannt bleiben will, ich kann auch nicht sagen, ob Mädchen, Frau oder Wittwe, zu melden — eine Bitte, die mir vor zwei Stunden durch einen jungen Bauer überbracht ward." Er nahm aus der Tasche ein lose gefaltetes Briefchen. „Es sind nur wenige Zeilen; die Dame, die mich von Marseille her zu kennen behauptet, wünscht, unsern Ball besuchen zu dürfen, sie wohnt in der Nachbarschaft, auf dem Schlosse einer Freundin, die eine Einladung zu dem Feste von Ihnen, Herr Marquis,

erhalten hat. Meine Bittstellerin wird sich zurückgesetzt gefühlt haben, so erkläre ich mir das Schreiben. Ihr Bote würde heute am Abend meine Antwort am Gartenthor erwarten. Ich habe indeß hier weder Ja noch Nein zu sagen, nur Sie, Herr Vetter, haben das Recht, zu entscheiden, Sie und die Damen."

„Ich meine", antwortete Octave, „die Bitte einer Dame können wir nicht abschlagen."

„Doch, Sire", entgegnete Henri, „wenn sie über vierzig Jahre alt ist. Von da ab haben die Männer das Recht, die Frauen als ihres Gleichen zu behandeln und grob zu sein."

„Vierzig Jahre möchte die Schreiberin doch kaum zählen", bemerkte Riquier.

„Haben Sie den Bauer ausgefragt?"

„Nicht doch, die Dame bat ja um Geheimhaltung."

„Hm, das ist eben das Verdächtige. Nur die Häßlichen tragen Schleier und suchen durch das

Geheimnißvolle zu reizen. Indeß, wir alle haben Frau von Maintenon gesehen und, was schlimmer ist, ihr die Schleppe küssen müssen — bei meinem Ehrenwort, Frau Argentine, gerade so, wie ich Ihnen vorhin die Hand küßte — sie mag kommen, die Unbekannte, ich verpflichte mich sogar, mit ihr zu tanzen."

„Hat die Dame noch irgend sonst eine Bedingung gestellt?" fragte Octave.

„Nein, sie wünscht nur, ihr Incognito nicht durch lästige Fragen bestürmt zu sehen. Eine unnöthige Besorgniß, sie befindet sich unter Edelleuten."

„Er hat das Adelspatent schon in der Tasche", flüsterte Henri dem Malteser zu.

„Und unsere Damen, wie entscheiden sie?" wandte sich Octave zu Aissé und Heloise.

„Wir heißen die Fremde willkommen", antwortete Aissé.

„Abgemacht also, mein Vetter, benachrichtigen Sie Ihre Unbekannte von diesem Beschluß."

„Und nun lassen Sie einmal Ihre Undurchdringlichkeit schwinden," brach der Vicomte aus, „werden Sie Mensch unter Menschen, was ist's mit dieser Schönen?"

Simon Riquier wehrte ab: „Ich weiß nichts Bestimmtes, meine Vermuthungen irren dahin und dorthin. Treff' ich das Richtige, dürfte die Dame Einigen unter Ihnen weder unbekannt sein, noch es lange bleiben. Aber wir müssen sie doch erst sehen."

Die verschiedenen Behauptungen und Meinungen über die Dame und ihre Bitte, in die sich nun die Gesellschaft, als sie aus dem Saal in den Garten hinuntergingen, streitend verlor, verwischten und verdrängten, zunächst bei den Unbetheiligten, den Auftritt vor dem Bilde aus der Erinnerung. Obwohl Heloisen's letztes Wort von der „Handwerksarbeit" Watteau's Künstler-

stolz bis in's Innerste getroffen, so hielt er doch in seiner Leidenschaft an sich, er verzehrte sie gleichsam in der Zorngluth seines Herzens, und nur Octave ahnte, daß in der Seele des schwer gekränkten Mannes sich ein gewaltiger und erschütternder Ausbruch vorbereitete. Er schob seinen Arm in den des Malers, paarweise wandelten sie durch den Garten. Da Simon Riquier die Antwort an seine Unbekannte aufsetzte, tändelte Heloise mit Fortunio, der indeß ihre Freundlichkeit kaum erwiederte und sehnsüchtigen Blicks sich oft nach Aissé und dem Malteser umschaute. Schweigend schritten die Beiden neben einander, aber zuweilen fanden sich ihre Hände und tauschten Druck um Druck. In seiner weltverachtenden Stimmung war der Vicomte ein getreuer Ritter Frau Argentinen's, er wich nicht von ihrer Seite und fand einen gewissen Humor darin, sich, die alte Dame und die Andern zu verspotten.

Zuletzt kamen Octave und Watteau, ein gro-

ßer Zwiſchenraum trennte ſie von den andern Paaren.

„Vertrauen Sie mir, Sie ſind unglücklich, beleidigt. Dieſe Weiber ſind alle ſo lügneriſch, falſch und treulos! Es iſt das Schloß meiner Couſine, das Sie gemalt haben, ihr Gemahl ſtarb dort und ſie verkaufte es gleich nach ſeinem Tode. Sie könne das Haus nicht mehr leiden, nicht mehr in den Räumen weilen, wo ſie ein ſo ſchreckliches Unglück erfahren. Die Lügnerin, ſie verachtete ihren Gemahl, ſie hätte am liebſten ein Tedeum für ſeinen Tod anſtimmen laſſen. Dies Schloß — auf der Stelle erkannte ich es, des Wahlſpruchs eines der Herrn von Villeneuve hätte es nicht bedurft. Weder für mich noch für Heloiſe.“

„Sie waren auch in dem Schloſſe?“

„La Beauté heißt es. Ob ich darin war? Mehr als einmal! Aber Sie, Watteau — das

Schloß wurde verkauft, ehe der Ruhm Ihren Namen genannt, 1710 oder 1711, glaub' ich."

„Im Herbste 1711, ich weiß es genau, ich! Ach, ich muß es wohl wissen. Meine Seele ging da verloren, und was Sie meinen Ruhm nennen, Herr Marquis, begann."

„Erleichtern Sie Ihr Gemüth. Reden Sie, Watteau. Ich bin nicht ganz so schlimm, so verdorben, wie Sie meinen."

„Warum sagen Sie mir das, Herr Marquis? Ich habe Sie stets für den wackersten Edelmann Frankreichs gehalten."

„Da," und Octave schlug mit der Hand auf sein Herz, „ich habe da noch etwas, das der Ehre und der Tugend entgegenpocht. Und das hat diese Frau mißhandelt, die treueste und uneigennützigste Liebe wie einen werthlosen Stein mit Füßen von sich gestoßen. Ja wohl hatten Sie Recht, wenn Sie auf Ihrem Bilde sie mit einem Affen spielend darstellten . . ."

„Dies unglückselige Bild! Hätte ich es nie gemalt! Das war die erste Masche des Netzes, das mich nun umstrickt hält. Meine Phantasie ist in einen bestimmten Kreis von Vorstellungen wie festgezaubert; alle meine Gedanken wirbeln um sie, allein um sie! Ob ich die Augen öffne, ob ich sie schließe, immer steht sie vor mir da.“

Hier drückte Octave heftiger den Arm Watteau's, um ihn zum Stillschweigen aufzufordern, denn schneller zugehend hatten sie den Vicomte und Frau Argentine erreicht.

„Ich versichere Sie, meine werthe Frau Argentine,“ hörten sie den Vicomte sagen, „am Ende der Festwoche giebt es eine Hochzeit. Was ist das menschliche Leben ohne Hochzeit? Staub, nichts als Staub. Wozu sind die jungen Mädchen auf Erden? Hochzeiten zu feiern. Und die alten Damen? Hochzeiten einzufädeln. Was ist die schönste Stelle in der Bibel? Die Hochzeit zu Cana; aus Wasser wurde da Wein. Dies

Wunder ist nie wiederholt worden, von keinem Heiligen; sogar jene Wasserkrüge sind verloren gegangen und keiner ist als Reliquie auf uns gekommen. Ich habe die Vermuthung, daß die Engel im Himmel daraus trinken. Wir trinken auch einmal daraus, Frau Argentine: was wir lieben."

„Aber wer soll denn Hochzeit machen, gnädigster Herr Vicomte?"

„Finden sich keine Anderen, wir beide, Frau Argentine."

„Sie sind ein Spötter und narren mich alte Frau."

„Und wir erst," vergaß sich Henri, „wir sind wohl nicht genarrt worden, als wir nach Avalon kamen? Ventre-saint-gris, wie der gute König Heinrich der Vierte zu sagen pflegte, wer hier nicht zum Narren wird, der hat keine Weisheit zu verlieren, der hat das Privilegium dumm zu sein mit auf die Welt gebracht — ein Pri-

vilegium, das außer den Prinzen doch nur wenigen auserlesenen Menschen zu Theil wird."

Bei diesen Worten gingen Watteau und Octave an ihnen vorüber und ließen sie bald eine Strecke hinter sich zurück, um ungestört ihr Gespäch wieder aufnehmen zu können.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was Ihnen die Gräfin gethan?"

„Von den höchsten Berggipfeln sollen sich zuweilen Felsstücke losreißen und donnernd in die Tiefe stürzen; so ringt sich diese Geschichte mühsam von meinem Herzen. In ihrem Sturz wird sie mich selbst begraben. Lassen Sie mich schweigen, wo Ihre Hülfe, ach! wo sogar Ihr Trosteswort vergeblich sein muß. Vielleicht erwürge ich noch einmal den Schmerz, wie ich es bei ihrem ersten Anblick in diesem Schlosse that. Ich bin zum Leiden bestimmt, zu frühem Tode. Drei, vier Jahre noch, und das Licht löscht aus. Einst

glühte es wie eine Fackel, jetzt flackert es nur noch."

Eben verließ Aissé, in holder Scham erglühend, den Malteser, und eilte flüchtigen Fußes zu der Freundin. Wollte sie dem „ich liebe Dich" ausweichen, oder war ihre Flucht schon eine freundliche Antwort darauf?

Nun kam auch Riquier aus einem Seitenwege her, er hatte seinen Brief vollendet und dem Boten der Fremden eingehändigt ... in wenigen Minuten war die ganze Gesellschaft zusammen; die Gespräche der einzelnen Paare lösten sich in eine allgemeine Unterhaltung auf. Zu weit war die Sonne schon auf ihrer Bahn vorgedrungen, als daß sie an diesem Abend noch an einen Ausflug oder eine besondere Festlichkeit hätten denken können, mit lautem Jubel wurde darum Fortunio's Vorschlag, „Blindekuh" zu spielen von ihnen aufgenommen.

„Nur muß der kleine Bösewicht zuerst ver-

ſuchen, wie ſchwer es hält, die Geliebte mit verbundenen Augen zu haſchen und wie leicht man da für die Tochter der Schönheit ein Wechſelbalg ergreift," ſagte luſtig Heloiſe, als hätte ſie längſt ihren Groll und ihre leidenſchaftliche Entrüſtung gegen Watteau vergeſſen.

„Den Befehlen der Damen muß man gehorchen," entſchied Octave, „laß Dir die Augen verbinden, mein Junge."

Mit jener Anmuth, die ihn faſt wie ein Mädchen erſcheinen ließ, warf Fortunio ſein Barett von den braunen Locken und beugte das Knie vor Aiſſé. Das Fräulein trug um den Hals eines der damals beliebten ſeidenen Tücher, die zur Schleife gezogen in langen Zipfeln, an dem unteren Saum mit Spitzen beſetzt, bis auf die Bruſt herabfielen, das löſte ſie und band es dem Knaben um die Augen, verhindern konnte ſie freilich nicht, daß er dabei verſtohlen ihre Hand an

seine Lippen drückte ... er war, nach Watteau's Ermahnungen, auf dem besten Wege.

Blindekuh ... Ach! Ihr seid ja viel zu ernsthafte Leute, als daß Ihr noch Blindekuh spielen solltet! Blindekuh auf dem frischgrünen Rasenplatz eines Gartens, auf der Wiese, die sich am Teich hinzieht, zu der ein dichter verschlungener Waldpfad führt ... das habt Ihr längst den Kindern überlassen. Ihr seid große Leute geworden, Ihr habt den elektrischen Telegraphen zwar nicht erfunden, aber Ihr benutzt ihn doch, um Euch die Course der Börse zutragen zu lassen, Ihr baut Eisenbahnen, eiserne Dampfschiffe und macht Gesetze — Dinge, die ohne Zweifel für das Heil der Menschheit wichtiger sind, als das Blindekuhspiel. Aber eins habt Ihr nicht, ihr habt keinen Glanz, keine Farbe, keine Liebe, keine Höflichkeit gegen die Damen. Ihr seid zugleich griesgrämig und ungehobelt, Ihr seid eine schlechte Mischung von drei Shakespeare'schen Gestalten:

Falstaf, Malvolio und dem melancholischen Jacques. Die Götter mögen Euch behüten und Eure graue Welt. Für die Musen und die Dichtkunst seid ihr verloren!

Da laufen sie in weiten Kreisen um die Bildsäule des alten Pan, Fortunio bald dorthin, bald hierher seine Arme ausstreckend, um den einen oder die andere zu fangen. Wie schimmern die Gewänder, wie bunt ist das Alles, als wären sie in Sonnenstrahlen und Regenbogenfarben gekleidet. Gleichen sie nicht Schatten, auf einen Augenblick beseelt, die nur den Schlag des Zauberstabes erwarten, um ihre Leiber zu verlieren und in das Vaterland der Phantasie zu entschwinden, wie Ariel und Titania? Sommernachtstraum! Auch sie sind davongegangen, wie die Götter Griechenlands, nur leben sie nicht auf den unerreichbaren Gipfeln des Pindus, sondern uns zugänglicher in den Bildern Watteau's, auf den Fächern, die er gemalt. Ja Wat-

teau — er rührt sich kaum vom Platze. Versunken in Schwermuth steht er da. In den Schatten der Dämmerung scheint er noch magerer, sein Mund trauriger, die Falte, die von seinen Nasenflügeln zu den Lippen sein Gesicht durchzieht, noch schärfer und tiefer... Und da hat ihn Fortunio gefangen. „Es ist Herr Watteau," ruft der Knabe, „Herr Watteau." Und da hilft nun kein Sträuben, Aissé schlingt die Binde um Watteau's Augen. „Der Tölpel," flüstert Heloise dem Arzte zu. „Wenn er gar zu ungeschickt ist, und sie ihn allzusehr necken, lasse ich mich von ihm haschen," meint die gutmüthige Aissé. Es hatte freilich gute Weile mit dem Fangen. Watteau ging wie im Traume umher, sie konnten sich dicht vor ihn hinstellen, an seinen Rock streifen, daran zupfen — Watteau bewegte kaum seine Hand. Entfernt von den Spielenden hatte sich Heloise unter einem Baum niedergesetzt, um sicher zu sein, daß der Maler sie nicht ergriffe. Auch wäre er

nicht in ihre Nähe gekommen, wenn die Muthwilligen, Aissé, Fortunio und der Vicomte, die Gefallen an dem Spiel fanden, ihn nicht hin und herziehend zu ihr gelockt. Hastig wollte die Gräfin aufspringen, aber sie stieß an die Baumwurzeln, ihr Kleid verfing sich in einem Gebüsch und da ... Und da umschlossen sie Watteau's Arme.

Heloise zitterte vor Zorn, hätte sie einen Dolch im Gürtel gehabt, sie hätte ihn in das Herz des Malers stoßen können.

Mit wuthbebender Stimme rief sie: „Ich bin's, Herr Watteau, lassen Sie mich los, ich bin's!"

„Du!" sagte Watteau. Welche Empfindung rauschte da durch seine Seele? Welcher Gedanke brannte in seinem Gehirn? Er hielt sie in seinen Armen, er preßte sie an sein Herz. Schon einmal hatte sie so an seiner Brust gelegen, in glücklicheren Tagen. Ohne Widerwillen, ohne Haß. Diese Lippen, die jetzt bleich waren, hatten einst auf den seinen geruht, so rosig, so fest,

so warm, als sollte sie keine Erdenmacht je von ihnen losreißen. Diese Stimme, die jetzt mit dem Tone des Entsetzens und des Hasses seinen Namen aussprach, hatte ihn einst mit dem Wohllaut der Zärtlichkeit genannt. Aber was nun auch geschehen, für eine Secunde war sie in seiner Gewalt. Er brauchte sich nur niederzubeugen, um seinen Mund auf den ihrigen zu drücken — die Binde fiel von seinen Augen ...

Warnend zog ihn Octave am Aermel ...

„Unverschämter!" In wilder Bewegung riß sich Heloise los. „Wie dürfen Sie es wagen, mich zu berühren?"

Da brach die Lawine los, Octave sah es an dem Funkeln in Watteau's Augen.

„Wie ich es durfte? Haha, Frau Gräfin! Alte Geschichten! On revient toujours à ses premières amours!"

Heloise erhob ihre Hand zum Schlage, aber ehe sie das Gesicht Watteau's traf, hielt Octave ihren

Arm zurück und ſagte laut: „Weiße Hände krän-ken nicht!“

So entlädt ſich eine Gewitterwolke.

Noch einmal, wie er es bisher immer gethan, wenn der heftigſte Zwieſpalt die Geſellſchaft zu trennen drohte, unternahm es der Arzt, den Sturm zu beſchwören.

„Meine Damen, meine Herren,“ ſagte er, „eine Minute Ruhe. Wir haben noch das Geſetz des verſtorbenen Marquis zu erfüllen, das Loos des Erzählers iſt heut noch nicht gezogen . . .“

„Dank, mein Vetter, daß Sie uns daran er-innern,“ unterbrach ihn raſch gefaßt Octave. „Iſt es der Geſellſchaft genehm, hier im Garten oder oben im Saale die Erzählung zu vernehmen? Hier unten, winkt Fräulein Aiſſé. Gut denn; Frau Argentine, laſſen Sie die Seſſel herbringen; Fortunio, zieh das Loos.“

Die Beiden gingen dem Schloſſe zu, da die Looſe in der Marmorſchale des Saales verwahrt wur-

den, Fortunio flog fast. Bis zu seiner Wiederkehr sprach Niemand von den Andern ein Wort. Die Ueberzeugung, daß sie nur ein glücklicher Zufall aus der Verlegenheit und der Gefahr retten könnte, machte Alle schweigsam. Fünf Loose waren noch in der Schale, das Octave's, der Gräfin, des Malteſers, Watteau's und Henri's. Heimlich vereinigten sich wohl alle Wünsche, daß Fortunio das Zeichen des Vicomte ziehen möge, der durch eine drollige Geschichte die erzürnten Gemüther besänftigen würde. Einmal hatte Heloise den Gedanken Unwohlsein vorzuschützen und sich zu entfernen, aber sie warf sich selbst ihre Schwachheit vor. Wie würden sie über mich spotten; sähe meine Entfernung nicht wie Furcht und Flucht aus? Und Flucht vor wem? Vor diesem Watteau! Was müßte Octave von mir glauben? Das Schlimmste, was Watteau sagen kann, und er wird nichts sagen, wiegt geringer als Octave's

Mißtrauen ... Dieſe Betrachtungen beſtimmten ſie zum Bleiben.

Da kam Fortunio hergeeilt.

„Das Pfand, das Loos!“ riefen Alle.

„Es iſt eine vertrocknete Orangenblüthe,“ ſagte Octave, „wem gehört ſie?“

„Mir,“ antworte Watteau.

„Ich dachte es,“ ſprach Riquier vor ſich hin.

Die Diener brachten die Seſſel und ſtellten ſie in gewohnter Ordnung um den Sockel der Bildſäule, vier zur Linken, vier zur Rechten, den Armſtuhl für Octave an das Poſtament gelehnt.

Eine außerordentliche Spannung lag auf den Geſichtern Aller, mit ſichtlicher Theilnahme muſterte der Arzt bald die kalten und ſpöttiſchen Züge Heloiſen's, bald den beweglichen Wechſel des Ausdrucks, der im Antlitz des Malers vorging.

Ehe die Geſellſchaft die Sitze eingenommen, fragte Octave noch: „Sind Sie auch nicht ermüdet, Herr Watteau? Sie haben drei Tage für

uns gearbeitet, es wäre nur billig, wenn wir Sie heute in Ruhe ließen und ein Anderer für Sie einträte und uns unterhielte."

„Ich bin bereit," sagte d'Aydie.

„Zu viel Güte," und Watteau lachte hell auf. „Ich bin nie so munter und gesund gewesen als in dieser Stunde. Ueber alle Schmerzen hinweggehoben. Ich trage das höchste Gut bei mir — ein Lebenselixir. Wollen Sie denn nicht bemerken, daß ich zehn Jahre jünger geworden bin? Ich bitte um ein geneigtes Ohr für meine Geschichte."

„Ist es die, welche nach Ihrer Meinung die Erzählungen La Fontaine's übertrifft?" Es war eine Frage des Vicomte.

„Dem Inhalt nach, ja, in der Ausführung . . ."

„Erzählt! Bei meinem Degen, ich fange an neugierig zu werden."

„Die Geschichte beginnt und endet mit den Versen Bertaut's:

„Glückſeligkeit entſchwunden
Und niemals wieder mein,
Du Qual all' meiner Stunden,
Was büßt' ich, Dich verlierend, nicht die Erinn'rung ein?"

„Wahrheit oder Dichtung?" Der Vicomte war unverwüſtlich in ſeinen Fragen.

„Es iſt meine eigene Geſchichte, aber ſie verläuft wie ein Traum."

Jetzt ſetzte ſich Octave: „Beginnt!"

VIII.

„Die Geschichte beginnt wie ein Mährchen: es war einmal. Also, es war einmal ein lustiger Bursche trotz seiner sechs und zwanzig Jahre, der an einem Junitage 1711 eine staubige Straße ging, ein Lied pfeifend und gar nicht daran denkend, daß sich der Himmel in jedem Augenblicke fast mit dichteren Wolken bezog. An ganz andere Stürme als einen Regenguß war der Bursche gewöhnt; er hieß Antoine Watteau und kam von Paris. Sein Besitzthum bestand aus einem Mantel, einem Felleisen, einem Degen und einem prächtigen Hut, dem Geschenk einer Choristin der großen Oper. Der Degen war damals auf den Landstraßen Frankreichs so nothwendig, wie in den

alten Ritterromanen; Seine Majestät der König Ludwig XIV. führte einen harten Krieg mit dem deutschen Kaiser und im Norden wimmelten die Wege und die Felder von entlaufenen Soldaten und dem Gesindel, das einem Heere folgt. Der Herr Vicomte von Rion lächelt und scheint zu fragen: was wollte Antoine Watteau mit einem Degen, den er nicht gebrauchen konnte? Aber Watteau verstand in jenen Tagen die edle Fechterkunst vortrefflich und hatte bei allen Gefechten in der großen Oper mitgespielt. So ging er und pfiff. Es war auf der Grenze, wo Artois und Flandern sich berühren. Er wollte nach Valenciennes, wo sein Vater Philippe Watteau, ein ehrlicher Dachdecker, und seine Mutter Michelle lebten. Von Kindheit an hatte der Bursche einen Span zu viel gehabt. Vielleicht hatte der Vater Recht, wenn er glaubte, daß er nur zum Dachdecker bestimmt sei — vielleicht wäre es besser für ihn gewesen, wenn er Valenciennes nie ver-

lassen hätte und jetzt ruhig, in bürgerlicher Behäbigkeit, auf der Bank vor dem Hause am Markte säße und den Schwalben zusähe, die über die Dächer fliegen. Indeß, Jeder hat seinen Stern, ob es gleich zuweilen ein Unstern ist. Antoine Watteau liebte die Malerkunst; jede seiner Freistunden benutzte er, um die Auftritte und Vorgänge des Marktlebens zu zeichnen, die Zahnärzte und die Wunderthäter, die ihre Buden vor dem Hause seines Vaters aufschlugen. Malen aber und Dachdecken verträgt sich nicht; der Vater war ein strenger Mann, der den Sohn gewaltsam zu seinem Handwerk anhielt, um so strenger, da der einzige Maler, den es in Valenciennes gab und bei dem Antoine eine Zeit lang gearbeitet hatte, erklärte, der Junge besäße gar kein Talent... Es erfüllt den Erzähler mit Schmerz, daß die erste That seines Helden eine Flucht war; er verließ Valenciennes und kam nach Paris.

„Paris — das war doch eine andere Aussicht

und Einsicht in die Welt, als das kleine flandrische Nest. Hohe Gebäude, prächtige Paläste, reiche, schön geschmückte Damen: dem armen Knaben schwindelte der Kopf, aber das Herz jauchzte ihm vor Freude. Ja, wenn man doch von der Freude leben könnte! So fühlte er nur Hunger und Durst und merkte unter all' den prahlenden Gewändern und Kleidern, daß die seinigen eigentlich Lumpen wären. Leben und Malen: um diese zwei Punkte drehten sich fortan seine Gedanken. Auf dem Pont Notre-Dame wurde damals ein großer Handel mit Heiligenbildern getrieben; die Kaufleute aus den Provinzen versammelten sich dort und kauften die Madonna in Hundert, den heiligen Nicolaus in Dutzenden von Exemplaren. Ein Maler hatte das einträgliche Geschäft in seine Hand genommen; jeder seiner Lehrlinge hatte seine feste, unwandelbare Beschäftigung: der malte die Himmel, jener die Köpfe, ein dritter die Mäntel und ein vierter die Hände. Nur eins galt es:

Schnelligkeit. In diese Schule trat Watteau; er besaß eine rasche, nie zögernde Hand und hatte einen unersättlichen Hunger. Für drei Livres an jedem Sonnabend und alle Tage einen Teller Suppe malte er alle Heiligen, die es giebt, und manche, die es nicht giebt. Der Lehrer zeichnete ihn bald aus und erhob ihn zum Maler des heiligen Nicolaus. Welche Ehre! Mit diesem guten Heiligen stand Watteau in Kurzem auf so vertrautem Fuße, daß er zu seinem Bilde gar nicht mehr das alte Original bedurfte, er wußte ihn auswendig, so gut, wie das Buch, aus dem er lesen gelernt. Was man besitzt, das reizt nicht mehr, Watteau fing an, sich mit seinem Heiligen zu langweilen — noch mehr, es kam eine Stunde, wo er es schmerzlich empfand, daß drei Livres die Woche nur ein Tropfen in dem Meer menschlicher Bedürfnisse und Wünsche sind.

„Ein junger Mensch sieht ein Mädchen unter den Bäumen des Luxembourg-Gartens und wie-

derum gewinnt die Welt eine andere Anſicht für ihn. Sie war viel ſchöner, als alle heiligen Jungfrauen, die er gemalt. Darum ſaß ſie auch nicht unter ihnen im ſiebenten Himmel, ſondern war eine Choriſtin der Oper. Aber eine Stimme hatte ſie doch, ſüß wie die Stimmen der Engel! Ich will die Engel im Paradies gar nicht anders ſingen hören, als in den Tönen dieſer Stimme. Die Blicke der beiden jungen Leute begegneten ſich zu ihrem Unglück. Ohne daß ſie ein Wort oder einen Gruß mit einander gewechſelt hätten, trafen ſie ſich am nächſten Tage wieder unter denſelben Bäumen. Da grüßten ſie ſich, endlich ſprachen ſie mit einander. Sie war ſo arm, wie er, ſie hatte keine Eltern mehr, er wußte von den ſeinigen auch nicht, ob ſie noch lebten, ob nicht; beide träumten denſelben tollen Traum der Jugend von Kunſt und Ruhm, von Reichthum und Glück. Erſt ſeit einigen Wochen war ſie beim Theater, aber ſie hoffte, eine große Sängerin zu werden.

Solcher Hoffnungen erste Verwirklichung ist das Elend. Man arbeitet nicht, man sinnt, man träumt, man betrachtet die Wolken, man seufzt den Sternen entgegen. Wie man sie auch betrachtet, die Liebe ist ein kostspieliges Vergnügen. Wenn sie die Empfindungen der Seele steigert, so verzehrt sie dieselben auch rascher, in ihr ist etwas von der Raserei des Feuers. Und äußerlich ... ach! mit drei Livres die Woche kann man seiner Geliebten kein neues Hutband kaufen und nicht einmal mit ihr in den Garten von Versailles fahren. Nachher sollte Watteau erfahren, daß die Liebe nicht nur das kostspieligste sondern auch das lügenhafteste Vergnügen ist, daß sie unendlich viel verspricht und nichts gewährt als eine nie wieder gut zu machende Enttäuschung. Diese Erfahrung machte er indeß nicht mit seiner Sängerin. Im Grunde war es auch nicht die echte, die brennende Liebe, welche die beiden jungen Leute verband; eher war es die Jugend, die Kunst und die Ar-

muth. Ein Keim, aus dem eine Blume hätte werden können, wenn es Gott so gefallen. Bei alledem, es war eine gute Zeit. Die Beiden lebten, wie unter den rosigsten Wolken des Mai's. Sie lachten wie die Engel und bliesen Seifenblasen in die Luft, wie die Kinder. „Mademoiselle, wie schön haben Sie gesungen", sagte er, wenn sie von der Bühne kam. „Sie sind ein großer Maler, Herr Watteau," antwotete sie, wenn er ihr eins seiner Bilder zeigte — statt der Heiligen kopirte er jetzt die Mädchen von Terburg in weißen Atlasgewändern und die alten Frauen von Gerhard Dow, damit sie von den ersten sagen könne! „solch' ein Kleid möchte ich auch haben!" und über die zweiten lachen. Sie begehrten von einander kaum einen Kuß, nur den Duft ihres Wesens — es war nicht Freundschaft, nicht Leidenschaft, nur eine Liebe, die kein Verlangen und keine Entsagung kannte.

„Aber, um wieder auf die drei Livres zu

kommen — neben dem Hause, in dem die Sängerin wohnte, der Erzähler nennt sie Maria —"

„Marie?" fuhr Octave in eigenthümlicher Bewegung auf.

„Es ist ein Name wie ein anderer, der erste, der mir beifiel. Neben ihrem Hause lag das Atelier Gillot's, des damals berühmten Malers. Er hatte eine trockene Seele, obwohl er hundert Bacchantenzüge gemalt. Alt geworden hatte er die Bacchanten und die Geschichte aufgegeben und beschäftigte sich nur noch mit der Darstellung der bunten italienischen Masken. Sein Pinsel, der versucht, wie die Mänaden zu rasen, lachte jetzt nur noch wie Pantalon und Arlecchino — ein wenig griesgrämig. Oefters hatte er Watteau und Marie gesehen, ihm gefiel das junge Paar, und als er hörte, daß Watteau ein Maler sei, lud er ihn ein, bei ihm zu wohnen und zu lernen. Ein langes Besinnen gab es nicht, Watteau schlug in die dargebotene Hand des alten Meisters.

Und bereut hat er es nie, wenn er etwas in der Kunſt erreicht, ſo verdankt er es Gillot, unter ſeiner Leitung lernte er Decorationen, Fächer und Bilder malen. Indeſſen, ein alter Aar und ein junger bleiben nicht auf die Dauer zuſammen. Während die Schwingen des einen erſchlaffen, werden die des andern ſtärker. Die Eiferſucht, der Neid aufeinander ſchleicht ſich ein, die Herzen werden bitterer. Die Bilder Watteau's, die ihn zuerſt ſo erfreut, ärgerten Gillot zuletzt — Trennung, dachten Beide, ohne das Wort auszuſprechen.

„Marie," ſagte eines Abends Watteau zu der Sängerin, „morgen gehe ich nach Valenciennes. Ich habe ein Bild verkauft und will einmal in der Heimath mich umſehen."

„Geh — aber vergiß mich nicht."

„Dich vergeſſen? Du glaubſt es ſelbſt nicht. Und wenn ich wiederkomme, Marie, wenn —"

„Du wirſt mich finden, wie Du mich verlaſſen."

„Darauf hin, leb' wohl!"

„Leb' wohl! Ich erwarte Dich morgen, wie alle Tage."

Die rosige Wolke über ihnen bedeckte jetzt ihren ganzen Himmel; so weit sie schauen konnten, sahen sie nichts als rosiges Licht.

„Das war die Geschichte des jungen Mannes, der auf der Landstraße Valenciennes zuwandert, das er freilich an diesem Tage nicht mehr erreichen wird, da es mehr als zehn Stunden noch entfernt ist und die ersten Regentropfen langsam niederfallend ihn mahnen, bei Zeiten ein Obdach zu suchen. Jenseit des großen Fahrweges zieht sich an einem Bache ein Gehölz hin, Erlen und Weiden, dahinter scheint es dichter und grüner zu werden, als ständen dort Eichen und Buchen. Rings umher kein Haus, keine Hütte — bei einem ausbrechenden Unwetter ist unter den Bäumen doch mehr Schutz zu hoffen, als auf der offenen Straße, und Watteau schlägt den Weg nach dem

Gehölze ein. Er hatte richtig vermuthet, hinter den Erlen wurde das Holz zum Walde. Ein Fußpfad ſchlängelte ſich hindurch, unter dem breiten Blätterdach ließ ſich gut gehen. Auf den Lippen Watteau's war das Lied verſtummt, dafür ſang der Regen ſeine eintönige Melodie. Vom Himmel war nicht viel zu erblicken, hier und dort ein grauer Durchſchnitt zwiſchen den Wipfeln. Allmählig lief der Tag in die Dämmerung über. Je müder Watteau wurde, deſto endloſer und unergründlicher ſchien ſich der Wald auszudehnen, deſto dichter die Tropfen niederzurieſeln. Die Welt, die ihm bisher roſig und golden erſchienen, verwandelte ſich in ein häßliches Grau, alle Wirklichkeit löſte ſich in dem leiſe ſchwankenden, hin und herziehenden Nebel auf. Er dachte an Marie, er dachte an ſeine Kunſt — aber mit Unluſt und Verdruß. Sechsundzwanzig Jahre — und er hatte ſo gar nichts geleiſtet, ſo wenig erreicht! All' ſeine Arbeiten waren Spreu geweſen, die der

Wind verweht. Und was noch schlimmer, er hatte die Hoffnung verloren, je die Gipfel des Schönen und Hohen zu erklimmen, je zu den Füßen Tizian's und Rubens sich niedersetzen zu dürfen. Er wußte nicht woher und warum, aber es war eine Schwere in sein Blut, eine Langsamkeit in seinen Willen gekommen, die ihn zu kühnen Entwürfen, zu einem mächtigen Streben unfähig machten. Seine Seele, früher voll Muth und Ehrgeiz, erfüllten jetzt Bilder der Stille, der Ruhe ... anmuthig, doch ruhmlos. Eine geheime Stimme — erst war es ihm, als käme sie aus seinem Innern, ganz heimlich und schüchtern, und dann war sie doch außer ihm und redete laut in dem Rauschen der Wipfel, in dem Sausen des Windes — rief ihm zu: Du hast die Kunst verrathen, Du bist auf dem Wege, Dich selbst aufzugeben — halt ein; die Kunst und das Glück, das Du in Marien's Armen zu finden träumst, vertragen sich nicht mit einander. Entweder, oder!

Bedenke doch, wie Rafael und Tizian und Rubens die Welt genoſſen, und dann ſieh Dich an, armer Schlucker, der Du ihnen nacheifern wollteſt! Heirathe ja Deine Marie, Du biſt doch ein Gewürm, das ewig im Sande kriechen und nie auf einen Stern kommen wird. Etwas Namenloſes, Feigheit des Willens, Verzweiflung, ein Ehrgeiz, der noch einmal aufzuflammen verſuchte, eine tiefe, unbeſiegbare Traurigkeit, die ſein Aufleuchten erſtickte, das Alles in eine Empfindung zuſammengedrängt, faßte und ſchüttelte ihn mit eiſiger Fauſt. Erſchöpft warf er ſich auf den feuchten Raſen nieder und weinte; er blickte zum Himmel auf, den Blitz erflehend, der ihn erſchlüge.

„Es war ein ſtummes, unausgeſprochenes Gebet, aber ſein Engel vernahm es doch und erfüllte ihm ſeinen Wunſch.

„Der Regen hatte nachgelaſſen, durch die grauen Wolkenſtreifen flatterte ein röthlicher Schimmer, weit und weiter dehnte er ſich aus, die Sonne

kam noch einmal hervor. Gerad' in das Gesicht Watteau's schien sie, der eingeschlafen unter dem Baume lag. Wenn er so in die unsichtbare Welt hätte hinüberträumen können! Er befand sich, ohne es zu wissen, am Rande eines Waldteiches — wenige Schritte trennten ihn von dem hohen Schilf, das an den Ufern wuchs. Als er sich niedergelegt, hatte der Nebel mit dichtem Schleier das Wasser bedeckt — jetzt warf die Sonne goldige Strahlen über die grünleuchtende Fläche. Hier und dort an den Spitzen des Schilfs hingen noch einzelne Tropfen, weißglänzend wie Diamanten — überall ein Zittern und Schillern. Schlaftrunken die Augen öffnend sah es Watteau und sah noch mehr. Eine Dame auf einem braunen Roß, von einem Diener begleitet, kam langsam aus dem Walde hergeritten. Kam sie wirklich oder war es nur ein Traum? Gewiß ist es, daß Watteau nicht hier, sondern in einem Zimmer erwachte, auf einem Ruhebett — er hatte noch

in seinem Leben nichts Kostbareres erblickt. Die Nacht mußte hereingebrochen sein, in einem Armleuchter von Sevres-Porzellan brannten rosenrothe Wachskerzen. Von den zwei Fenstern des Gemachs war nur der Flügel des einen geöffnet — es ging, so viel Watteau in dem Dunkel der Nacht erkennen konnte, nach einem Garten hinaus. Wie war er nur hier hineingerathen? Zufällig, durch Gewalt oder durch Zauberei? War jene Dame auf dem braunen Pferde eine Fee gewesen? Vielleicht träumte er noch weiter. Wo hört das Wachen auf und wo beginnt der Traum? Neben ihm auf einem Tische lag sein Felleisen, sein Mantel, sein Hut, vorsorglich hatte man ihm seinen Degen abgenommen und ihn zu Häupten seines Lagers aufgestellt. Oder hatte er ihn selbst, als er sich an der Eiche niederwarf, losgeschnallt? Er wußte es nicht mehr, alle seine Gedanken tanzten. Aber es war ein freudiger Tanz, seine Brust hob sich, etwas wie der Glanz des Genius

erschien auf seiner Stirn. Sein Umhergehen im Zimmer hatte indeß die Bewohner des Hauses geweckt, ein älterer Mann in einem einfachen schwarzen Sammetrock trat grüßend herein und fragte nach seinen Wünschen: er würde hungrig und durstig sein, ob er zu essen begehre?

„Antoine Watteau war damals weder so schüchtern noch so schweigsam, als ihn jetzt seine Freunde kennen.

„Essen? Natürlich, mein werther Herr," antwortete er. „Aber größer als mein Hunger ist noch meine Wißbegierde. Seit wann legen sich die Reisenden in Ihrer Gegend unter einer Eiche nieder, und erwachen in solchen Zaubergemächern?"

„Darüber kann ich Ihnen leider keine Auskunft ertheilen."

„Nicht? Allein Ihnen gehört doch dies Haus?"

„Ein Irrthum — ich bin nur der älteste Diener der Frau Gräfin."

„Der Frau Gräfin? O mein Herr, der

Scherz dürfte doch zu weit gehen. Ich habe keine Bekanntſchaften mit Gräfinnen, ich habe noch nie eine in der Nähe geſehen — höchſtens in den Logen des Theaters. Bei einer Gräfin! Wenn Sie ſich nur nicht in meiner Perſon geirrt haben. Sie werden mir zugeben, mein Herr, daß ich eine ſehr lächerliche Rolle bei der Aufklärung des Mißverſtändniſſes ſpielen würde.“

„Es handelt ſich hier um gar kein Mißverſtändniß.“

„So erklären Sie mir gefälligſt, wie bin ich hieher gekommen, was ſoll ich in dieſem Hauſe?“

„Darauf iſt die Antwort nicht ſchwer. Sie kamen in einem Wagen der Frau Gräfin an und ſollen ſich hier ausruhen, eſſen, trinken und ſchlafen.“

„Ich fühle mich Ihnen auf das Tiefſte verpflichtet. Statten Sie der Frau Gräfin meinen Dank ab. Ich weiß zwar nicht, durch welche gute That oder Eigenſchaft ich ihre Güte verdient habe ...“

„Das ist einfach, mein Herr, sehr einfach. Die Frau Gräfin fand Sie am Teiche eingeschlafen, sie ist eine menschenfreundliche Dame ..."

„Menschenfreundlich? Also über fünfzig Jahre hinaus? ..."

„Nein, die Frau Gräfin ist eine junge Dame ..."

„Das ändert die Sache. Sie brachte mich im Wagen hierher?"

„So ungefähr."

Darauf antwortete Watteau mit einer Verneigung. „Meinen Dank! Und nun, essen wir, wenn es Ihnen recht ist."

„Auf einen Augenblick entfernte sich der alte Herr, um mit zwei jüngeren Dienern, die einen Tisch trugen, zurückzukehren. Ein besseres Nachtmahl hatte Watteau noch nie gehalten, nie einen köstlicheren Wein getrunken und war nie im Leben besser bedient worden. Er brachte einen guten Hunger mit und ließ es sich wohlsein. Nur zuweilen unterbrach er sich in seiner Arbeit gegen

die aufgethürmten Speisen und bat den alten Herrn, der trotz seiner Aufforderung, sich zu setzen, hinter seinem Stuhl stehen geblieben war, ihm mehr von der Gebieterin des Schlosses zu erzählen. Es war eine dumme Frage, die keine Antwort verdiente und auch keine erhielt. Eine Viertelstunde später wünschten ihm die Diener „gute Nacht" und Antoine Watteau war allein."

„Ganz allein?" fragte der Vicomte von Rion mit einiger Verwunderung. „Und Sie halten diese Geschichte für werth mit denen La Fontaine's verglichen zu werden?"

„Allein," wiederholte Watteau und ohne der Bemerkung des Vicomte weitere Beachtung zu schenken, fuhr er fort:

„Der Mond war durch die dunklen Wolken gebrochen und beschien mit vollem Licht den Rasenplatz, der, wie Watteau nun sah, dicht unterhalb seines Fensters lag, Baumgruppen, aus denen hier und dort Steinbilder lauschten, umschlossen

die Stelle. Kein Geräusch, kein Ton, die Vögel wie das Gesäusel in den Wipfeln schliefen. Im träumerischen Sinnen legte Watteau die Stirn an das Holzkreuz des Fensters. Wie der Mondschimmer auf dem Rasen glitt und spielte und tanzte, wie er jetzt die eine Seite der steinernen Gruppe dort drüben beschien: ein Satyr, der eine Nymphe auf seinen Armen davonträgt, wie er durch jene Zweige der Linde hindurch sah und einen zitternden Streifen auf das Fenstergesimse malte... Im Gemach brannten allmählig die Kerzen nieder. Als sei er von geheimnißvollen Banden umschlungen, in wunderlichstem Zustande, verharrte Watteau regungslos in seiner Stellung. Sein Herz schlug, mächtig, stürmisch: das war das einzige Zeichen des Lebens an ihm. Sonst stand sein Dasein still wie sein Denken. Hoffnung, Wunsch und Furcht, Vergangenheit und Zukunft zerrannen ihm, wie der Blüthenduft der Linde in die Luft verhauchte, wie der Mondglanz sich

plötzlich in Schatten verlor. Er hatte Alles vergessen; das Elend seiner Jugend, seine Armuth, seine Unfähigkeit, Hohes in der Kunst zu leisten, Alles, sogar die glücklichen Tage seiner Liebe zu Marien — Alles bis auf die Dame, die hoch zu Roß am Waldsaume vorübergeritten. Da erfüllte, er wußte nicht woher, ein süßer und durchdringender Wohlgeruch, wie von Resedablüthen, das Zimmer, ein leichter Schlag, war es von einem Handschuh oder einem Fächer? traf seine Schulter ..."

„Endlich!" sagte aufathmend Henri. „Jetzt gewinnt die Erzählung Bedeutung und philosophische Tiefe."

„O ja, eine neue Seite zu dem alten Kapitel der Vanitas Vanitatum," antwortete Watteau. „Die Gesellschaft erlaubt mir, daß ich hier einen langen Gedankenstrich mache, ihr eine Beschreibung erspare und Alles in Allem sage: sie war da; nicht mehr eine entfernte, vorüberfliehende, unfaßbare

Gestalt, sondern handgreiflich, Arm an Arm, Kopf an Kopf, neben dem Maler war sie da. Wie sie dahin gekommen, warum: es ist dein Geheimniß, Gott Amor! Denn Watteau hatte dies Himmelsgeschenk nicht verdient — er konnte auch nichts thun, als sie wie eine Erscheinung anstarren.

„Was er für Augen macht," lachte sie. „Augen wie ein Begeisterter oder ein Trunkener! Guten Abend, mein Herr; wie gefällt es Ihnen bei mir? Schöner, als an dem häßlichen Unkenteich?"

„Gnädigste Frau Gräfin," stammelte er ...

Sie lachte noch toller. „Ich bin keine Gräfin, für Sie keine ..."

„Freilich, für mich sind Sie eine Göttin."

„Das mag wohl sein. Und Sie, wer sind Sie?"

„Ich bin ein Maler, der von Paris nach Valenciennes wollte."

„Ein Maler. Was malen Sie?"

„Decorationen, Bilder, Fächer — ein Sudler, gnädige Frau, wie tausend mehr.“

„Fächer? Haben Sie diesen vielleicht gemalt?“

„Sie öffnete den ihrigen und zeigte ihn Watteau bei dem schwachen Schein der Kerzen. Watteau mußte ihn wohl erkennen: auf Elfenbein gemalt, war es die Darstellung eines Bacchantenzuges in der Weise Gillot's ... wie oft hatte ihm Marie während der Arbeit über die Schulter geschehen, wie oft!

„Er ist von mir“, entgegnete er erröthend.

„Oh, Sie haben eine geschickte Hand und anmuthige Erfindungen. Wissen Sie, daß Sie Talent besitzen?“

„Wenn ich es hätte ...“

„Sie blickte ihn an — sollte die Nachwelt einst von Watteau sprechen, dieser Blick hat es bewirkt. Unter dem Zauber dieses Blickes fühlte er einen brennenden Schmerz und die Gewißheit, daß er ein Künstler sei. Warum malt er nur

Frauen? Warum herrscht in allen seinen Bildern das Weibliche vor? Darum: ihm offenbarte sich die Kunst in dem Antlitz eines schönen Weibes.

„Wie heißen Sie?“ fragte sie dann.

„Antoine Watteau.“

„Sie lieben die Natur, die Gärten?“

„Ich liebe sie.“

„Wollen Sie einen Tag bei mir bleiben?“

Er war schon muthiger geworden, er bedeckte ihre Hand mit Küssen.

„Der Garten ist ihr unbeschränktes Reich, Sie können zeichnen, malen, nach Belieben, Niemand wird Sie stören, nur dem Schlosse selbst dürfen Sie sich nicht nähern, wir haben einen gefährlichen Kranken darin. Wollen Sie auf diese Bedingung eingehen?“

„In die Hölle wäre Watteau ohne Zaudern mit ihr gegangen; wie hätte er vor diesem Versprechen zurückschrecken können?

„Sie standen Hand in Hand.

„War sie schlaftrunken? Ihr Haupt sank auf seine Schulter; ihr Haar streifte seine Lippen.

„Wie nenn' ich Dich?" wagte er sie zu fragen.

„Nenne mich Diana; die Göttin fand Endymion so, wie ich Dich..."

„Und er blieb einen Tag, noch einen Tag, er blieb eine ganze Woche. Die Ausbeute, die er für sein künstlerisches Schaffen in diesem Aufenthalt gewann, mußte in den Augen jedes Andern gering sein, denn er brachte nichts heim als eine halbfertige Studie des Schlosses und des Pavillons, in dem er wohnte. Insofern eine verlorene Zeit, der fleißige Watteau war ein Faullenzer geworden. Allein die innerliche Anregung, das Blühen und Treiben in ihm... wer könnte das abschätzen, das wägen? Der Maimonat war auch für ihn gekommen. Zuweilen war es ihm, als seien ihm Flügel gewachsen. Etwas wie Verklärung oder Bezauberung waltete um ihn. Und Diana! O Diana, was war sie schön! Schöner, als über die Höhen und

Schluchten des Parnassus je die griechische Göttin ihrem Nymphengefolge voran zog, schöner, als sie jemals, halb in Wolkenschleiern eingehüllt, als Mondgöttin des Nachts über das ruhige, blauwallende Meer, über Arkadiens Thäler dahinschwebte. Die sind Thoren, die da sagen: die erste Liebe allein beseelige. Ja, man liebt nur einmal, aber das erste Aufknospen des Herzens ist es denn immer Liebe? Nein, und tausendmal nein, er hatte Marie nicht geliebt, er liebte nur Diana. Wie klingt das Alles so schaal, so matt, so ausgeblaßt in dem Munde des Erzählers, was damals höchste und reinste Himmelsfreude war. Es ist eigen und der Betrachtung des philosophischen Herrn Vicomte werth, daß unsere tiefsten Empfindungen den Andern als Tollheiten und Thorheiten erscheinen, daß zwei Liebende, die sich den Göttern gleich dünken, dem Spott der Menschen verfallen. Für wen ist darum die Welt? Gehört sie Allen oder im Grunde

immer nur zweien? Zweien, die in eins gewachsen nur einen Herzensschlag, nur noch einen seelischen Hauch haben? Zittert die Musik, welche das Rollen der Sterne erzeugt, der Klang der Sphären, in diesem zwei-einigen Herzen wieder? Bedeutet dann das Nichtigste und Leerste, wie ein: „ich liebe Dich!“ dasselbe, wie des Schöpfers: „Es werde Licht?“ Das ist die eine Ansicht: die himmlische. Kehrt die Medaille um, kehrt sie entschlossen um! Und da... In jeder Stunde flüstern, stammeln, lispeln zehntausend Stimmen dies „ich liebe Dich!“ was für euch so viel wie die Schöpfung der Welt bedeutete... es ist nichts Besseres, als der Ruf, mit dem der Vogel oder der Hirsch seine Gefährtin herbeilockt. Täuschung, überall Täuschung. Das Leben ist eine große Lüge.

„Hier stockt die Erzählung aus Mangel an Handlung und geistreichen Gesprächswendungen. Liebende sind nicht geistreich, ihre Reden gleichen dem Gezwitscher der Schwalbe, nur zuweilen

haben sie den Ton der Nachtigallen und das Gejauchze der Lerchen; Watteau versuchte auch nicht, das Geheimniß Diana's zu lösen. Er forschte nicht mehr nach ihrem Stande, nach ihrem Namen, nur aus einiger Entfernung betrachtete er das Schloß. Den Tag über war Diana selten sichtbar, weder in dem Pavillon, noch in dem Garten. Aber des Abends, mit dem Eintritt der Dämmerung erschien sie, wie jener mildleuchtende Stern, den wir Venus nennen. Immer sah sie schöner, reizender, anmuthiger aus. Jede Lieblichkeit, jede Laune, jede Grazie des Weibes lernte Watteau an ihr kennen; warum war er nicht kalt genug, sie zu studiren, wie der Herr Vicomte seinen Montaigne? Diana liebte die Verkleidungen, bald ging sie als Bäuerin, bald als Schäferin. Sie hatte die drolligsten Einfälle und lachte beständig. Gerade die Unbehülflichkeit und die Schüchternheit Watteau's reizte sie — nachher erkannte er wohl, daß sie mit ihm, wie mit einer Puppe gespielt — aus langer Weile gespielt

und weil eben kein beſſerer Zeitvertreib in La Beauté zu finden war. Aber das geſchah nachher und dieſe trübſelige Einſicht, die über Nacht kommt, ſollte Keinem die Sonnentage verbittern, die er genoſſen."

Ihn ſelbſt jedoch ſchien die Erinnerung zu übermannen, er ſtützte das Geſicht in die Hände und ſchwieg lange. Seine Erzählung hatte auf die Zuhörer eine eigenthümliche Wirkung hervorgebracht, nicht ihres Inhalts und der Weiſe wegen, in der er ſie vortrug, ſondern weil ſie ihn liebgewonnen und ſein Schickſal mit Antheil und Mitleid betrachteten. In dem einen und dem andern mochte auch die Ahnung aufdämmern, daß die Gräfin in dieſe Geſchichte verwickelt ſei und die phantaſtiſche Einkleidung des Ganzen nur dazu dienen ſolle, ſie beſſer zu verhüllen. Heloiſen's Haltung indeß gab keinen Grund zu ähnlichen Vermuthungen. Ein wenig vornüber geneigt ſaß ſie, das Auge bald wie ſinnend auf den

Boden, bald auf Watteau gerichtet, nicht ängstlich und doch nicht ganz frei, die Hände ruhten gefaltet in ihrem Schooß — so aufmerksam, so ganz Ohr, als wolle sie sich kein Wort entgehen lassen.

„Ist die Geschichte zu Ende?“ fragte Octave nach einer Weile, er fühlte im Voraus das Peinliche der Entwickelung.

„Unmöglich,“ entgegnete Henri. „Das hieße uns an der Nase herumführen. Herr Watteau versprach etwas Lustiges, und bis jetzt war Alles, was er erzählt, von einer traurigen Empfindsamkeit, wie ein Lied, das die Bürgermädchen singen.“

„Zehn Tage,“ begann da der Maler wieder, „dauerte die Verzauberung Watteau's und das Spiel Diana's. Dann war sie ihres Spielzeugs überdrüssig geworden. Wer will es ihr verdenken? Macht es der Schöpfer anders? Er zerbricht sein Geschöpf, wenn es ihm nichts mehr nützt oder ihn nicht mehr vergnügt, und läßt es

ſterben. Am Morgen des eilften Tages nun erwachte Watteau nicht mehr in dem Pavillon; erſtaunt, verwirrt blickte er ſich um. Er befand ſich am Rande eines Waldes; im Schatten einer Eiche, auf dem Raſen. Neben ihm lag ſein Ränzel, ſein Degen, ſein Mantel, an ſeinem Hut ſteckte die Agraffe, die ſie ihm gegeben. Oho, dachte der arme Burſche und rieb ſich die Augen: das iſt ein Traum. In halber Betäubung ſuchte er den Teich, von deſſen Ufer ſie ihn in ihr Schloß geführt. Aber da war kein Teich, er ſtand auf und ging einige Schritte, ſchlaftrunken, taumelnd. Allmählig ſtieg die Sonne höher, die Vögel ſangen lauter, eine Kirchthurmuhr hub an zu ſchlagen. Fünf Schläge hörte er. Die Morgennebel zerſtreuten ſich und deutlich ſah er zu ſeinen Füßen ein Dorf. Der Hügel, auf dem er ſich befand, trennte es von dem Walde — dahinter mußte das Schloß La Beauté liegen. Ob man ſeine Zinnen, ſeine Thürme nicht von dieſer Stelle aus

sehen konnte? Als er jedoch auf den Baum steigen wollte, empfand er eine Schwere und Mattigkeit in seinen Gliedern, die ihn an jeder Bewegung hinderte. Was war das? Was bedeutete das Alles? Ihm wird es bis zur letzten Stunde seines Lebens merkwürdig bleiben, daß er in jenem Augenblicke nicht den Verstand verloren und daß sein Herz nicht brach.

„Ein Bauer, der über den Hügel daherkam, riß ihn aus seiner dumpfbrütenden Verzweiflung.

„Wie heißt das Dorf?" fragte er ihn.

„Der Bauer nannte einen Namen, den er nicht verstand.

„Weißt Du, wo das Schloß La Beauté liegt?"

„Darauf schüttelte seinerseits der Bauer mit dem Kopfe.

„Wie weit ist Valenciennes?"

„Drei Stunden..." Damit fuhr der Bauer vorüber.

„Valenciennes... wie war ihm nur der Name

gerade jetzt in die Seele und auf die Lippen gekommen? Aber er war nun einmal da und mit ihm das Gedächtniß seiner Eltern, seine Vorsätze, das Bild Marien's. Die Betäubung, die seine Sinne gebunden hatte, schwand, die Dinge zeigten sich ihm in ihrem wahren, unerfreulichen, häßlichen Lichte. Lächelnd — sie lachte wie die Sirene — hatte ihm in der Nacht Diana einen Becher spanischen Weins aufgedrängt, von dem sie genippt — es war ein Schlaftrunk gewesen. Schlafend, wie sie ihn in ihr Schloß entführt, war er jetzt auch hinausgetragen worden.

„Wie bist du hierher gelangt?" fragte er sich spottend und gefiel sich darin, mit der Stimme des alten Dieners zu antworten:

„In einem Wagen der Frau Gräfin."

„Bravo," schlug der Vicomte in die Hände, „bravo! Das ist eine gute Weise, sich seiner Liebhaber zu entledigen, und nicht so blutig, wie Semiramis mit den ihrigen verfuhr, es lebe Diana!"

„Bravo," wiederholte Watteau. „Der Einfall war drollig und hatte die Seltsamkeit eines Mährchens. Nur dem Maler zerschnitt er das Herz. Denn es begegnete ihm, daß er die Falsche und Treulose noch glühender liebte, als er je die Treue, die Hingebende geliebt. Doch suchte er nicht den Weg nach La Beauté, sondern wandte sich nach Valenciennes. Das war seine Heimath, sein Asyl nach der ersten verlorenen Schlacht seines Lebens. Die Leute, die ihn sahen und wieder erkannten, seine Verwandten, sein Vater hielten ihn für einen Narren. Daß er es nicht wurde, davor bewahrte ihn die Kunst. Er verschloß sich in sein Zimmer und malte — ein Bosket des Gartens, den er so oft mit ihr in der Abenddämmerung durchschritten, Verliebte, die Blindekuh spielen, im Vordergrund. Die Arbeit gewährte ihm eine kurze Zerstreuung seines Schmerzes, sie gab ihm Ruhe, und zugleich, was er noch nie besessen, das Bewußtsein seiner Kraft.

Darüber verflog der Sommer, im Herbſt erkrankte ſein Vater. Das eigenſinnige Schickſal ſchien ihn nicht wieder aus Valenciennes fortlaſſen zu wollen, denn der Vater ſtarb ihm und er galt nun in der Stadt für einen reichen Mann. Die Mädchen ſchauten nach ihm aus, oder vielmehr nach dem Hauſe am Markt. Das verkaufte Watteau, ſandte ſein Bild voraus nach Paris, an Herrn Sirois, der ſein erſtes, eigenes Bild: einen Soldatenausmarſch gekauft, und ging im November, an einem regneriſchen Morgen aus Valenciennes; heimlich und ſtill, wie er gekommen. Der arme Watteau war er nicht mehr, für die beſcheidenen Wünſche, die er damals hegte, hatte er ein großes Vermögen und die Gewißheit, daß es ihm in ſeiner Kunſt nicht fehlen könne. Aber der eine Gedanke beherrſchte ihn, Diana noch einmal zu ſehen, Diana und Schloß La Beauté.

„Und er ſah ſie wieder, die Stätte ſeines Glücks und ſeines Elends. Es war an einem

Nachmittage, als ein Bauer, der ihn führte, in einer entblätterten Kastanienallee still stand und auf ein mächtiges Gebäude an ihrem Ausgang deutete: „Das ist das Schloß.“ Da verließ ihn Watteau und ging langsam näher, mit jedem Schritte langsamer. Von dieser Seite hatte er La Beauté nie erblickt, es war ihm fremd und unbekannt. Schwer und grau lagen die Wolken auf dem Schieferdach und den kleinen vorspringenden Giebeln und Thürmchen. Ein matt rother Streifen verglühte dämmernd am Westrand des Himmels und färbte hier und da einzelne Scheiben des Gebäudes mit seinem Wiederschein. Die Stimmung der Landschaft, ihre Trauer und Zerstörung entsprach dem Gemüthszustande Watteau's, so verwüstet, blüthenlos und kalt war es in seinem Herzen. Die Hoffnung, die ihn zuweilen noch wie eine aufflammende Fackel durchzuckt, Diana wieder zu finden, wieder von ihr geliebt zu werden, verschwand ihm im Wandeln unter diesen Bäumen, deren letzte Blät-

ter der Wind über ihn hinſtreute; eine unabſehbare Oede und Leere war in ihm und um ihn. Ehe er es noch glaubte, ſtand er am Thor des Hauſes. Es war verſchloſſen und auf ſein Klopfen kam Niemand. Das weite Gebäude lag vor ihm wie ausgeſtorben. Hatte er zuerſt ſtark und laut gepocht, ſo wurde ſein Klopfen allmählig immer ſchwächer. Unerwartet und unerwünſcht öffnete endlich ein Diener ein Seitenpförtchen.

„Was wollen Sie?“ fragte er den Maler.

„Ihre Herrſchaft — die Frau Gräfin . . “

„Sie müſſen ſich irren, mein Herr, dies Schloß gehört dem Marquis Louis von Combeferre, der ſeit zehn Jahren Wittwer iſt und in dieſer Zeit in Paris auf dem Königsplatz wohnt.“

„Sie ſind ſehr gütig mein Freund,“ antwortete Watteau, „aber ich hörte ſagen, die Frau Gräfin von . . .“

Er wußte freilich nicht ihren Namen, aber er hoffte, der Andere würde ihn nennen.

„Es ist möglich, daß eine Frau Gräfin dies Schloß einmal besessen, denn mein gnädiger Herr hat es erst vor zwei Monaten von einem Advokaten gekauft, viel zu theuer erkauft, da es ein altes Nest ist, das wir umbauen müssen. Ich kenne die Geschichte nicht; sehen Sie, ich war Kastellan in dem Schloß meines gnädigen Herrn in der Dauphiné und bin erst seit Kurzem hier."

„Ich danke Ihnen. Könnte ich mir vielleicht den Garten ansehen? Ich bin Gärtner ..."

Ein Goldstück, das er ihm gab, ebnete alle Schwierigkeiten ... Watteau betrat noch einmal den Garten von La Beauté. Aber welche Veränderung! Verwüstet und verwildernd lag er um ihn, keine Spur einer sorgenden pflegenden Hand; verdorrtes Laub auf allen Stegen. Und nun fing es noch an in feinen Tropfen niederzurieseln — eintönig, melancholisch, herzzerreißend. Watteau konnte seine Thränen nicht zurückhalten. So erreichten sie den Pavillon, die Jalousien der Fen-

ſter waren geſchloſſen. „Es iſt nichts darin zu ſehen,“ ſagte der Diener, „als die kahlen Mauern und das Holzgetäfel, der frühere Beſitzer hat Alles mitgenommen.“

„Als der Maler eine Stunde nachher wieder unter den Kaſtanienbäumen dahinſchritt, hatte er Alles verloren, jeden Glauben an das Glück, jede Hoffnung und jeden Wunſch. Das Bild des verwilderten Gartens war ihm das Symbol der Welt und des Daſeins geworden. Mit tiefem Widerwillen und geheimem Grauen erfüllten ihn beide. Von da an iſt er der unſtäte, unſichere, trübſelige Mann geblieben, mit ſich im Zwieſpalt, mit den Dingen und mit den Göttern, den ſeine Freunde kennen und ertragen. Hätte er einen ſtärkeren Willen gehabt, er würde, Alles von ſich werfend, in ein Kloſter gegangen ſein — aber es gab ein Etwas, das ihn auch um dieſe letzte Zukunft der Gequälten und Geängſtigten brachte: ſeine Kunſt und die Erinnerung, beide zu eins

verschmolzen, in der lieblichen, betrügenden Gestalt Diana's.

„Er kam nach Paris; sein Bild hatte Aufsehen gemacht, Bewunderer gefunden. Beglückwünschend, preisend drängten sich Viele um ihn und Alle sprachen: er müsse nach Italien gehen. Auch er wollte es, aber die unsichtbare Kette, die sich um seinen Fuß geschlungen, ließ ihn nicht los. Ein Anderer, mit dieser unvergänglichen Leidenschaft im Herzen, hätte nachgeforscht, von wem der Marquis von Combeferre Schloß La Beauté gekauft, und würde so die Spur der geheimnißvoll entschwundenen Diana aufgefunden haben. In seiner Zaghaftigkeit und seinem Mißtrauen gegen die Menschen that es Watteau nicht, er wagte nicht, sich einem anzuvertrauen, und verschloß in seiner Seele das Andenken an sein süßes und gefährliches Abenteuer."

„Und Marie?" fragte Octave. „Was wurde aus ihr? Zog er keine Erkundigung über sie ein?"

„Sein erſter Gang war zu ihr. Allein nicht nur dem Adler, auch den Tauben wachſen die Flügel. Sie war ausgeflogen, mit einem vornehmen Cavalier davongeflogen. Die Hände ſchlug Watteau in einander und lachte. Das iſt das Loos derer, welche die Kunſt und die Freiheit lieben; das ſind zwei Flammen, daran ſich unſere Sterblichkeit verzehrt. Anfangs glaubte er, Marie würde von ihrem Liebesrauſch ernüchtert, durch den Schmerz erhoben und verklärt, wieder auf dem Theater erſcheinen und die Laufbahn des Ruhmes betreten. Als ſie aber verſchwunden und verſchollen blieb, bedauerte er ſie; nur den einen Troſt hatte er, daß ſie geſtorben ſei.“

„Geſtorben?“ Octave vermochte ſeine Verwirrung nicht länger zu verbergen.

„Welch' glücklicheren Schluß könnte die Liebe eines armen Mädchen zu einem vornehmen Manne haben, als den Tod?“

„Bah," lachte Henri, „glauben Sie denn, die Mädchen wechselten ihre Liebhaber nicht eben so gern, wie ihre seidenen Halstücher?"

„Marie war einfältig, sie hatte ein treues Herz. gerade wie Watteau, darum waren sie auch nicht für einander geboren und bestimmt."

„Wieder eine scharfsinnige Bemerkung," sagte Henri vergnügt. „Ihre Geschichte ist zu Ende? Hm, La Fontaine würde etwas daraus gemacht haben, es müßte nur lustiger schließen. Und vor Allem, Herr Watteau, den Namen dieser Frau Gräfin dürfen Sie uns nicht vorenthalten. Bei Heinrich dem Vierten, Sie wissen ihn doch! Ihre Diana ist eine so bedeutende, geistreiche Frau, daß die Nachwelt ein Recht auf ihren Namen hat."

Alle waren aufgestanden, Heloise legte ihre kleine linke Hand fest um die Lehne ihres Sessels und biß die Zähne zusammen, des Angriffs gewärtig.

„Die Geſchichte iſt noch nicht zu Ende, ein Wort noch.“

„Recht ſo, Herr Watteau! Nun kommen die Enthüllungen.“

Unter dem Blick, den Watteau jetzt auf Heloiſe richtete — einen ſchmerzlich fragenden und doch auch bitteren Blick der Enttäuſchung — erbleichte ſie, aber ſie erwiderte ihn mit kaltem Stolz, mit ſpöttiſch aufgeworfener Lippe.

Mit einer gewiſſen Feierlichkeit legte er die Hand auf ſein Herz: „Meine Damen, meine Herren, Verzeihung, ich habe Sie getäuſcht. Was ich Ihnen erzählte, war keine Wirklichkeit, nicht einmal ihr Schatten. Es war eine Allegorie, ſinnbildlich, Herr Vicomte de Rion, die Frage gelöſt: wie wird einer zum Künſtler? Diana iſt eine Luftſpiegelung wie Marie, Diana iſt überall oder nirgends, Watteau wenigſtens hat ſie nie geſehen.“ Und wie immer ihnen allen, die rathlos und ſprachlos um ihn ſtanden, ſeine tiefe

und ſteife Verneigung machend, ſagte er noch: „Ich danke Ihnen für die Geduld, mit der Sie mich angehört, wir ſind allzumal Sünder und Narren,“ und ging langſam zum Schloſſe, die Hände auf dem Rücken, den Hut in die Stirn gedrückt.

IX.

Ob trotz Watteau's Erklärung seine Geschichte die Zuhörer nicht tiefinnerst beschäftigte? Aber Octave sowohl wie Simon Riquier benutzten geschickt die Versicherung des Malers, daß alles nur eine leere Erfindung gewesen, um den peinlichen Eindruck der Erzählung zu verwischen. Weder an diesem Abend noch im Verlauf des andern Tages kam man auf Schloß La Beauté und Diana zurück. Der Ball, die bevorstehende Erscheinung der unbekannten Dame forderten die Geschäftigkeit der Einen und regten die Phantasie der Andern an. Seit der vierten Stunde nach Mittag stand der alte Ambroise an dem vorderen Portal des Schlosses, um die Ankommenden zu

empfangen. Innerhalb des Hofes, an der großen Freitreppe, wurden die Gäste von Octave selbst bewillkommnet. In den Sälen übernahmen es der Vicomte und der Arzt, sie zu unterhalten, bis Alle versammelt wären. Weder von Watteau noch von den beiden Damen war nach der aufgehobenen Tafel eine Spur zu erblicken. Sein Verschwinden fiel nicht auf; „er pflegt wie eine Rakete in die Lüfte zu gehen und dort unsichtbar zu werden", sagte der Vicomte zu Riquier, „wenn wir ihn brauchen, ist er da. Vielleicht verkleidet er sich gar als Schäfer, da würde er eine herrliche Figur abgeben. Schäfer — wenn die Frau Gräfin als Schäferin käme? Ich habe die Nacht schlecht geschlafen und allerlei wüste Träume gehabt. Einmal war es mir, als habe die Frau Gräfin sich in Watteau's Diana verwandelt. Merkwürdig! Was sind Träume?"

Darauf hin hatte ihm der Arzt geantwortet: „Sie lesen zu viel, mein werther Herr Vicomte,

Sie ſtudiren zu eifrig die Philoſophie. Alles mit Maaß, hat ſchon einer der ſieben Weiſen geſagt. Träume ſind die Anzeichen der Krankheit.“

„Krankheit? Da müſſen Sie, als berühmter Arzt, ein Heilmittel dagegen haben.“

„Gewiß. Spaniſcher Wein.“

Hier nahm das Geſpräch bei der Ankunft der erſten Gäſte ſein Ende und Henri de Rion verlor die Gelegenheit, noch einige geiſtreiche Bemerkungen über das geheime Leben der menſchlichen Seele zu machen und ſcharfſinnige Vermuthungen über den Putz Heloiſen's und Aiſſé's anzuſtellen.

Watteau ſaß inzwiſchen eingeſchloſſen in ſeinem Gemach. Von allen Bewohnern Avalon's genoß er die lieblichſte Ausſicht: über die Baumwipfel des Gartens weg nach dem See und über ſeinen ſtillen, bläulichen Spiegel bis zu den ſanft anſteigenden Ufern hin. Darüber der wolkenloſe, ſonnige Himmel der Provence, der zuweilen ſo licht und glänzend erſcheint wie der Aether: es

war ein Anblick, der auch in das trübste Herz einen Schimmer von Freude hätte lächeln können. Watteau aber schaute gar nicht in die Klarheit, sondern still vor sich hin. Nach der Aufregung des letzten Tages war er in einen Zustand der Ermüdung und Gleichgültigkeit versunken, der ihn für alle Eindrücke abstumpfte. Wären die Andern weniger mit sich selbst beschäftigt gewesen, so hätte sein krankhaftes Aussehen ihre Fragen und Sorgen erweckt, so blieb er unbeachtet. Er war doch nicht stark genug, um ungestraft in der Wunde seiner Seele wühlen und halbvergessene Erinnerungen wieder beleben zu dürfen. Um Jeden von uns sammelt sich im Lauf seines Daseins, und sei es noch so still und ereignißlos vorübergeflossen, ein Schattengefolge von Menschen, Dingen und Thaten; näher, deutlicher, erkennbarer die einen, die anderen entfernter, Nebeln gleich schreiten sie hinter uns her, aber es ist immer gefährlich, sie anzurufen und noch einmal in das Gesicht zu blicken,

das wir geliebt. Daß Heloiſe ihn geliebt und je mehr in ihm als die Befriedigung einer tollen Laune gefunden, hatte Watteau trotz der Verblendung ſeines Herzens nicht geglaubt, nur dieſe Kälte, dieſen Hohn nicht von ihr erwartet. Freundlich würde ſie ihm entgegentreten, wenn er ſie wiederſehen ſollte, mit einem Wink des Auges, mit einem Handdruck ihn grüßend: es war ein Scherz, vergieb ihn, du haſt ja auch einige glückliche Augenblicke genoſſen. Das etwa war ſeine Hoffnung geweſen. Statt der ſanften, lächelnden Diana aber hatte ihn eine vornehme, harte Frau mit verächtlichem Spott abgewieſen, ſie wollte nichts von der Vergangenheit wiſſen, im Gegentheil, ſie auslöſchen . . .

Wie er ſo daſaß, in der Mitte des Gemachs, im Grunde ohne Gedanken, klopfte es leiſe an ſeine Thür. Zweimal überhörte er das Pochen, erſt bei dem dritten Schlage erhob er ſich, um zu öffnen.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Husch, husch, da bin ich!“ Aissé stand vor ihm.

Sie war im phantastischen Schmuck — etwa wie Mademoiselle Adrienne Lecouvreur auf der Bühne des Theâtre Français die Sultanin Roxane in Racine's Trauerspiel „Bajazet“ damals darzustellen pflegte. Ein grünes Sammtkleid mit breiter Goldstickerei und engen Aermeln umschloß ihren Leib, vorn war es ausgeschnitten, aber züchtig verhüllte ein dichter Schleier gegen die Sitte des Morgenlandes wie die der Regentschaft Aissé's Busen. Vierfach um ihren Hals schlang sich eine Schnur milchweißer Perlen, unter dem Turban von weiß und roth gestickter Seide wurden ihre braunen, ungepuderten Locken sichtbar, ein langer, grüner Schleier mit silbernen Blumen — denn nach der Aussage des Sklavenhändlers, der sie an Ferriol verkaufte, hatte man sie in einen grünen Schleier gewickelt gefunden, grüne Gewänder aber tragen die Nachkommen Mohameb's, des Propheten

— umfloß sie wie eine Wolke des Abends. Ihre zierlichen Füße steckten in Schuhen von rothem Leder, darauf in Gold schön verschlungene Arabesken gedruckt waren. Sie glich einer orientalischen Fee.

„Wie sehen Sie aus, Herr Watteau? Sie wollen doch nicht so auf dem Balle erscheinen?"

„Warum nicht? Ich brauche keine Maske, Jeder wird mich auch schon ohne sie für ein Gespenst halten."

„Sie sind krank, Sie verbergen Ihren Freunden Ihr Unwohlsein. Die Arbeit, die Arbeit für uns, zu unserm Vergnügen hat Sie mehr angestrengt, als Sie es gestehen wollen. Und dann Ihre Erzählung" . . .

„Eine Allegorie, ich versichere es Ihnen."

Mit ihrem mildesten Lächeln sah sie ihn an. „Ich verstehe Sie ganz gut, Watteau. Wenn Gott aus Wassertropfen Krystalle schafft, warum sollte der Künstler aus seinen Thränen nicht Per-

len machen? Aber jetzt ist Ihnen Ruhe nöthig, schonen Sie sich. Bleiben Sie dem Lärm und der Aufregung des Festes fern."

Da sie so eifrig bat, erwachte in Watteau's Gemüth ein dunkler Argwohn. Sie wollen dich nicht auf ihrem Feste haben, sagte er sich, du bist ihnen überlästig, es ist die alte Geschichte von der ausgepreßten Orange. Die Arme verschränkte er über der Brust, betrachtete Aissé eine Weile und es entschlüpfte ihm: „Sie hätten einen andern Boten wählen können."

„Eine andere Botin? Bin ich denn so häßlich?"

„Viel zu schön und zu gut für dies Geschäft."

Aissé erröthete. „Sie reden hart zu mir, Herr Watteau, aber ich verdiene Ihren Tadel nicht. Ich bin Heloisen's Freundin, ich bin auch Ihnen ein ganz klein wenig gut, ein wenig in Ihre Kunst verliebt, ist es da so strafbar, wenn ich zwei Wesen, die meinem Herzen theuer sind, zu vereinigen, zu versöhnen suche?"

Watteau ließ ſeine Arme ſinken. Von ihr wegſehend ſagte er dumpf: „Ich kenne die Frau Gräfin nicht.“

„Allein ſie hat Ihnen geſtern beim Blindekuh-ſpiel Unrecht gethan, ſchweres Unrecht. Wir ſprachen heute von Ihnen lang und viel. Ich weiß nicht, ob meine Freundin ihre Heftigkeit bereut, doch fühlt ſie, daß ſie Ihnen eine Genugthuung ſchuldig ſei. Was bekomme ich für den Oelzweig des Friedens, den ich Ihnen bringe?“

Sie hielt ein Briefchen auf roſenrothem Papier empor.

„Ein Wort von Ihr! Von Ihr!“ Die alte Verzauberung ergriff ihn, er ſtand wie geblendet da.

„Armer, guter Freund!“ Sie legte das Papier in ſeine Hand. „Möge der Inhalt Sie beruhigen, mögen es Worte von Gold und Seide ſein.“

Schon hatte Watteau den Brief erbrochen und

ihn mit einem haſtigen Blick überflogen. Straff richtete er ſich auf, das Papier zerknitternd, die Lippen zuſammengepreßt. „Ja, Worte von Gold und Seide“, antwortete er. „Der Wunſch der Frau Gräfin iſt mir Befehl.“

Wie er ſo redete, erſchien er Aiſſé wie ein Wahnſinniger. In dem glühendſten Licht der ſinkenden Sonne hatte ſeine lange, hagere Geſtalt, ſein knochiges Geſicht mit den herabgezogenen Mundwinkeln etwas ſeltſam Wunderliches und Häßliches, es würde von ihm abgeſchreckt haben, wenn nicht in ſeinen dunklen Augen, die Mängel ſeiner Aeußerlichkeit gleichſam vertilgend, eine hohe, freie und duldende Seele geleuchtet hätte.

„Da iſt etwas geſchehen, was ich nicht weiß, Herr Watteau“, ſagte das junge Mädchen mit zitternder Stimme. „Starren Sie mich nicht ſo an; ich bin unſchuldig. Heloiſe verſprach, Ihnen nur Gutes zu ſchreiben.“

„Es iſt auch gut, in dem Sinne der Gräfin

wie in dem meinigen. Hm, ich bin kein Dummkopf. Ich sah es seit drei Tagen voraus, daß es dahin kommen würde und habe meine Vorbereitungen getroffen."

„Und Sie denken doch nicht, daß ich Sie verlassen werde? Keinen Schritt weiche ich von Ihrer Seite. Ihre geheimnißvollen Reden entsetzen mich noch mehr, ein Furchtbares lauert dahinter."

„Furchtbar?" Er zeigte lachend aus dem Fenster. „Hinter dem Sonnenball, was soll, was kann da Furchtbares liegen? Eine weißschimmernde Unendlichkeit, d'rin die Engel spielen. Was ist Ihnen denn, mein Kind? Haben Sie jemals gefürchtet, daß wenn die Sonne heute untersinkt, sie morgen nicht wieder aufgehe? Hat der Flieder abgeblüht, so duftet der Jasmin, nach den weißen Schmetterlingen kommen die rothen. Sagen Sie der Frau Gräfin: abgemacht! Ich ließe ihr das schönste Vergnügen beim Tanze wünschen und bäte

sie nur, den Fächer zu schonen, den ich gemalt. Uebermorgen möchten diese Dinge merkwürdig im Preise gestiegen sein. Sie wollten nicht, daß ich auf das Fest ginge, sondern meiner Gesundheit schonte — gut, ich bleibe hier."

„Und wenn ich nun meinen Sinn geändert hätte und mit Ihnen zum ersten Tanz antreten möchte?"

„Sie finden einen Besseren! Da ist der brave Junge, Fortunio. Er sieht aus wie ein junger Rafael. Aus dem könnte, wenn die Glücksgöttin ihm wohl will, ein Künstler werden. Die Freundschaft, die Sie mir zugedacht, schenken Sie ihm. Eine junge Pflanze bedarf des Sonnenscheins — und für ein Künstlerherz, was ist da die Sonne, wenn nicht das Lächeln eines schönen und guten Mädchens? Mich lassen Sie verdorren, Blüthen treibt der alte Stamm doch nicht mehr."

„Und Sie nannten mich Ihr Ideal", erwiederte sie nicht ohne Vorwurf.

„Wahrhaftig, wenn ich alle Tugenden und jeden Reiz des Weibes in einen Namen zusammenfassen will, werde ich heute und immer Aissé sagen. Aber das Ideal geht durch mein Leben dahin, wie der Stern durch die Wolke — ich vermag es nicht zu halten. Es strahlt mich an, allein die Nacht in mir kann es nicht aufhellen. Ja, man muß Rafael oder Pouſſin, Tizian oder Rubens ſein, um die höchſte Schönheit zu verdienen und zu genießen. Nur, wer das Schönſte wiederzubilden verſteht, wer malen kann wie ſie oder dichten wie Racine, der verdient die Liebe des Weibes und den Kranz des Ruhmes. Wetter, und ſolch' erbärmlicher Schlucker und Farbenverſchmierer, wie ich, wagt da viel Aufhebens zu machen, von ſeinem Daſein und ſeinen Werken! Das iſt buntes Spielzeug für große Kinder, es fehlt der Nerv, die große Empfindung, alles iſt Schnörkel, die Muſen mögen es mir verzeihen,

für Puppen und unter Puppen kann man nur Puppen schaffen."

An die Gedankensprünge und die scheinbar unbegreiflichen Verbindungen der verschiedensten Vorstellungen, die Watteau liebte, war Aissé doch schon so gewöhnt, um selbst wenigstens nicht den Hauptpunkt des Gesprächs aus dem Gesicht zu verlieren. Auch täuschte sie die augenblickliche Erregung und Begeisterung, mit der er sprach, nicht über die finstern Vorsätze, die in ihm brüteten.

„Verweigert man seinem Ideal eine so kleine Bitte wie die um einen Tanz? fragte sie darum, ihn festhaltend. „Von Ihrer Kunst einandermal; wenn Sie das Schöne nicht erreichten, so trafen Sie doch stets das Anmuthige. Glauben Sie mir's: kein zärtliches Herz wird ungerührt ein Bild von Ihnen sehen. Rasch, geben Sie mir Ihren Arm, Sie müssen doch erfahren, was unsere Gäste von Ihren Decorationen urtheilen."

„Sie quälen mich. Die Menge! Was iſt der Beifall oder der Tadel der Menge? Und dann — warum mich noch einmal den zornigen Blicken der Gräfin ausſetzen?“

„Zornig? Ja, was hat ſie Ihnen denn geſchrieben? Es iſt hier ein Mißverſtändniß, Herr Watteau. Heloiſe kann mich nicht verlockt haben, Ihnen eine ſchlimme Botſchaft zu bringen.“

„Ich las einmal, daß Antipater ſeinen Sohn, der nichts davon ahnte, mit einem Becher vergifteten Wein's zu Alexander ſandte.“

Aiſſé's Antlitz ſtand in Flammen des Zornes. „Nun muß ich dieſen Brief kennen, ich muß!“

„Es iſt nicht ſo ſchlimm“, entgegnete Watteau mit kühler Ruhe, „ein Vers unſeres alten Corneille. Aus dem Trauerſpiel Cinna. Emilia ſagt ihn zu Maximus: Zu lieben wagſt Du mich und nicht zu ſterben!“

„Sterben!“ ſchrie Aiſſé auf.

In demſelben Augenblick ging eine dichte Wolke

über die Sonne hin. „O", meinte Watteau, „wer wird die Sonne so erschrecken."

Aissé drückte die Hände an die Schläfen. „Das ist unmöglich! Ich bin doch keine Thörin! Nein, nein, wir schaffen uns Gespenster, nur um uns zu fürchten. Sehen Sie es doch ein, Watteau, es ist nichts als ein Scherz, ein muthwilliger Scherz Heloisen's."

„Meine Ansicht", erwiederte er in ausbrechender Lustigkeit. „Lieben und Sterben — es sind Tollheiten, Maskeraden. In der Liebe wie im Tode verdrehen wir die Augen. Noch einmal, Sie thäten wohl daran, mich hier in meiner Einsamkeit zu lassen. Vor der Unendlichkeit ist mir nicht bange, aber vor den Leuten."

Sie aber drängte noch mehr. „Sie kommen, ich will's — oder ich setze mich dorthin, in den Sessel, Ihnen gerad' gegenüber."

„Sie würden einschlafen."

„Nicht vor Ihnen."

„Mademoiſelle“ — er fühlte mit einer haſtigen Bewegung, die ſie nicht bemerkte, an die Taſche in ſeinem Rocke, er berührte das Fläſchchen — „hier iſt mein Arm.“

Er that es mit einem Anſtande, der ſogar den Vicomte in Erſtaunen geſetzt hätte.

Den Hut mit der ſchwarzen Feder hielt er in der linken Hand, mit der Rechten führte er ſie.

Auf Aiſſé's Wangen wechſelten Röthe und Bläſſe, nur mit Anſtrengung konnte ſie ſich aufrecht halten und ging ſchwankenden Schritt's. Die Verwirrung ihrer Seele offenbarte ſich auf ihrem Geſichte, in ihrer Haltung. Was hatte Heloiſe mit ihrer Mahnung beabſichtigt? Und wenn Watteau den Vers richtig auslegte, warum hatte die Freundin ſie, die Unſchuldige, zur Trägerin einer ſolchen Botſchaft erwählt? Sie war zugleich bekümmert und erzürnt. Der Maler dagegen ſchritt lächelnd dahin, den Kopf hoch und frei aufgerichtet, wie einer, der ſeiner ſelbſt und ſeiner Sache

ſicher iſt, voll Stolz, daß er ſolch' ſchönes Mädchen an ſeinem Arme führte.

Die Gemächer und die Säle des Schloſſes waren von den Gäſten erfüllt. Nur die Wenigſten von ihnen genoſſen der Kühle des Abends in den Laubgängen und auf den Ruheplätzen des Gartens. Das hatten ſie mehr oder weniger auf ihren eigenen Beſitzungen und ſchenkten, als echte Landbewohner, der Natur keine Beachtung. Einige der vornehmſten unter ihnen waren einmal nach Verſailles gekommen, um die Pracht Ludwig's des Großen anzuſtaunen, allein die größere Zahl hatte nie die Grenzen der Provence überſchritten. Wer Aix, Beaucaire oder gar Avignon und Marſeille geſehen, galt in dieſem Kreiſe von Landedelleuten für einen weitgereiſten und vielkundigen Mann. Alle indeß fühlten ſich in gleichem Maße von der Ehre erhoben und geſchmeichelt, daß man ſie nach Avalon zu einem ſo glänzenden Feſte eingeladen. In der ganzen Provinz hatten die wun-

derlichen Eigenheiten und die Menſchenſcheu des alten Marquis von Roche-Noire das Schloß Avalon mit Geheimniſſen und Gerüchten umgeben. Es gab nichts, was die Wunderſucht und die Leichtgläubigkeit in ſeinen Räumen, hinter dieſen Mauern nicht für möglich gehalten hätte. Und nun waren ſie geöffnet, frei und ſicher konnte ein Jeder in ihnen umherwandeln und die Seltſamkeiten — Krokodile und Todtenköpfe — in Muße betrachten. Auf Octave's Befehl hatte Ambroiſe mit widerſtrebendem Herzen die Kunſthalle wie das Laboratorium aufſchließen müſſen. Der bunte, geputzte Menſchenſchwarm, der ſich nun durch dieſe ſo lange ſtillen und einſamen Räume in lautem Geſpräch ergoß, hätte dem alten Diener Thränen des Unwillens erpreßt, wenn er ſich nicht geſcheut, dadurch gegen die Ehrfurcht zu verſtoßen, die er dem Neffen „des Herrn Marquis" doch einmal ſchuldete. Um ſo wohler befand ſich Henri de Rion in dieſem Lärm, in dem Gewühl dieſer alt-

modiſchen Reifröcke, dieſer ſchiefſitzenden Allongenperücken. Dieſe Leute, die Männer wie die Frauen und Mädchen, bewegten ſich in ihren Staatskleidern ſchwerfällig, wie Holzfiguren, und boten ſeinen Neckereien einen unverſiegbaren Stoff. Einem vornehmen Herrn, der vom Hofe kam, deutete man damals auch das keckſte Wort nicht übel, dieſe zumeiſt armen oder doch nur mäßig begüterten Adeligen nahmen es hoch auf, daß ein Cavalier des Regenten ſich mit ihnen in ein Geſpräch vertiefte, ihnen vom Palais Royal erzählte, ihre Töchter erröthen ließ und ſich über ſie luſtig machte. Das war das Recht der Herren. Und da Henri trotz der häßlichen, entſtellenden Anzüge und Haarfriſuren auf manchem ſchlanken Halſe ein volles, roſig blühendes Geſicht gefunden, ſo war er, Alles in Allem, an dieſem Abend ein liebenswürdiger Mann. Wie ihn aber auch ſeine vielfachen Liebesbetheuerungen, der Schwur „bei allen vierzigtauſend Feldoberſten des Teufels“, den er einer

alten Dame that, daß er nie etwas Schöneres gesehen, als ihr brokatenes Gewand, seine Antworten auf die Fragen, die man über die Geisterbeschwörungen im Palais Royal und über den Spiritus familiaris des Abbé Dubois an ihn flüsternd richtete, in Anspruch nahmen, er hatte noch immer Blick und Aufmerksamkeit für Alle neue Ankömmlinge, die mit gravitätischem Ernst durch die weit offenen Flügelthüren schritten. Ungeduldig erwartete er die Ankunft der „Unbekannten." So oft er sich dem Arzte nähern konnte, fragte er: „Noch nicht?" worauf der mit unerschütterlicher Ruhe erwiederte: „Später."

Eben wurden drüben in dem linken Flügel des Schlosses, in dem großen Saal, den Watteau's Decorationen schmückten und der zum Tanzen bestimmt war, von den Dienern die Lichter angezündet, als der Maler mit Aissé in die Halle trat. Die Augen des jungen Mädchens suchten nur Heloise. Im strahlendsten Schmuck, von Edelsteinen

funkelnd, saß die Gräfin in einer der Nischen, inmitten der Frauen und Mädchen, die ihre Schönheit und die Liebenswürdigkeit ihres Wesens um sich gesammelt. Die Blicke beider begegneten sich, der Aissé's fragend, vorwurfsvoll, der Heloisen's sanft und still, als sei nichts geschehen, als sei sie auch nicht der geringsten Schuld sich bewußt. In Bewunderung, noch mehr von der fremdländischen Tracht Aissé's als vor ihrer Schönheit, hatte sich das Gewühl der Gäste geöffnet, alle stellten sich zur Seite, um ihr und Watteau einen freien Weg zu lassen.

„Endlich kommen Sie", rief ihnen Heloise aufstehend entgegen und streckte beide Hände nach Aissé aus. „Dank, meine Freundin, Dank! Sie bringen mir Ihren Gefangenen. Wußt' ich es doch, daß meine Bitten allein nicht den Starrsinn Herrn Watteau's beugen würden. Aber Sie haben Zauberssprüche auf den Lippen, Ihnen kann man nicht widerstehen, Ihnen nicht." Und zu den

Damen, die neben ihr saßen, sich wendend, sagte sie: „Da erlaube ich mir, Ihnen den größten Maler Frankreichs vorzustellen, Herrn Antoine Watteau, einen unvergleichlichen Künstler und meinen besten Freund.“

Einen Augenblick stand Aissé verwirrt, sprachlos, dann flüsterte sie Watteau zu: „Wer hat nun Recht? Wie gut ist Heloise! Wenn ich böse wäre, würde ich verrathen, wie schlecht Sie ihren Scherz aufgenommen haben.“

In ihrer Aufrichtigkeit und Herzensreinheit konnte Aissé an der Versöhnung Beider nicht länger zweifeln, denn Heloise hatte Watteau's Hand ergriffen, zeigte ihn, wie es schien, mit einem gewissen befriedigten Selbstgefühl, den Umstehenden, den Herantretenden und war seines Lobes voll.

„Sie giebt ihm Genugthuung für die Ohrfeige, die sie ihm gestern zugedacht hatte“, meinte der Vicomte zu dem Malteser.

Er hörte freilich nicht, was Heloise Watteau

in's Ohr ziſchelte: „Sie haben meinen Brief geleſen und ſind nicht gegangen?“

„Sie ſchrieben unter den Vers Corneille's: Morgen werden Sie das Schloß verlaſſen haben. Morgen, Frau Gräfin. Ich habe noch vier Stunden bis Mitternacht“, antwortete er eben ſo leiſe.

„Sie trotzen, weil Sie mich hier machtlos wähnen, weil Sie auf den Schutz meines Vetters bauen“ . . .

„Oho, da wäre ich ſchlecht gebettet. Ich trage etwas Göttliches bei mir.“

Sie ſtreifte ihn mit einem mißtrauiſchen Blicke.

„Warum“, wagte er nach einer Weile, in der ſie neben einander durch die Halle gehend eine ſtillere Stelle erreicht hatten, ſie zu fragen, „warum, o Heloiſe, haſſen Sie mich ſo ſehr? Was that ich Ihnen? Müſſen Sie's an mir rächen, daß Sie mich nicht geliebt? Die Irrung Ihres

Herzens an dem Spielzeug Ihrer Laune rächen?"

„Ihr Schatten fällt über meinen Weg, das hindert mich", entgegnete sie hochmüthig.

„Dieser Schatten — er wird bald genug entschwunden sein."

„Und doch zu spät. Wie durften Sie jenes Bild malen? Wie es meinem Vetter zeigen? Da verloren Sie jedes Anrecht auf Schonung, auf mein Mitleid, fortan bestand Krieg zwischen uns."

„Krieg? Mit Ihnen! Ach, Heloise, Ihre Blicke schon entwaffnen mich. Sie können mein Herz zerreißen, aber verklagen wird es Sie niemals. Ich werde den schönen Stern, der mir einmal aufgegangen, nicht in den Staub der Erde ziehen. Und wenn die Gräfin von Villeneuve mich zertritt, ich werde sterbend in ihrem Gesicht die Züge Dianens suchen, die Züge, die ich geliebt."

„Watteau . . ." machte sich eine zartere Empfindung in ihrem Herzen geltend? Sie rang nach einer Antwort und sagte endlich hastig. „Sie

übertreiben Alles, Watteau, ich will nicht Ihren Tod! Welche Einbildung von Ihnen! Meiden Sie dies Schloß, meinen Vetter — uns Alle. Sie ſind ein wunderlicher, unſtäter Mann; Niemand wird nach den Gründen Ihrer Flucht forſchen. Gehen Sie nach Venedig, nach Rom. Brauchen Sie Geld, Empfehlungen? Verlangen Sie nur, Sie ſollen Alles haben. Aber aus meinem Geſichtskreis müſſen Sie. Ich bin keine Judith, ich miſche keine Gifttränke. Gehorchen Sie mir, fliehen Sie mich" . . .

Sie konnte nicht weiter, Simon Riquier nahte — ſo freundlich und unheimlich war er noch an keinem Tage geweſen.

Heloiſe wußte nicht, welchen von dieſen beiden Männern, zwiſchen denen ſie ſtand, ſie am tiefſten haßte, aber es fiel ihr nicht ein, ſich ſelbſt anzuklagen, zu geſtehen, daß ſie in ihre eigenen Fallſtricke gerathen ſei. Daß ſich Octave mehr und mehr von ihr zurückzog, erklärte ſie aus ſeiner

Eiferſucht, ſie war viel zu ſchön und dünkte ſich noch ſchöner, um zu glauben, daß er je aufhören könnte, ſie zu lieben.

Von ihrer Rechten war Watteau fortgegangen, noch ſah ſie ihm nach wie er durch den Menſchenſchwarm ſich langſam Bahn nach den Flügelthüren machte und es ſprach jenes Dunkle in ihr, das oft wider unſern Willen unſere geheimſten Gedanken uns enthüllt, Gedanken und Wünſche, die wir uns wohl hüten feſt anzuſchauen: „er wird dich doch nicht verlaſſen, du wirſt keine Ruhe vor ihm haben, wär's nicht das Beſte, er ſtürbe?“ da ſtand der Arzt ihr zur Linken.

So verwandlungsfähig war dieſe eitle, herzloſe Frau, während ſie den Tod des Einen herbeiſehnte, lächelte ſie dem Andern zu.

„Nun, wo iſt Ihre Unbekannte, Herr Simon Riquier? Sie zögert ſo lange, daß ich fürchte, ihre Schönheit wird uns alle in Schatten ſtellen. Nur die Schönen kommen bei ſolchen Feſten ſpät.“

„Ich habe ihr Fortunio entgegengesandt, Frau Gräfin. Wenn sie so schön ist, wie Sie meinen, werden statt zwei Göttinnen, die bisher um den Apfel stritten, drei in diesem Saal sein und einem neuen Paris die Wahl erschweren."

„Und wenn wir Sie zum Schiedsrichter wählten?"

„Ich lehnte es ab, ich habe mich schon entschieden."

Wenn sie so wollte, mochte sie das für eine Erklärung nehmen, obgleich die Haltung und das Antlitz Riquier's in steifer Unbeweglichkeit verharrten.

Die Diener reichten Erfrischungen umher: eine Weile verstummte die Unterhaltung.

„Sieh", begann sie da wieder, „dort kömmt auch der Großsiegelbewahrer Avalon's, Herr Martin Renard. Der Mann hat gut lachen und scherzen. Ihm schlägt das Herz nicht vor einer verhängnißvollen Testamentseröffnung" . . .

Riquier lachte. „Sein Puls kann nicht ruhiger ſchlagen, als der meinige.“

„Sie kennen den Inhalt des Teſtaments?“

„Wie ſollte ich, Frau Gräfin? Aber ich habe die Empfindung, eine Ahnung, daß wir alle leer ausgehen werden.“

„Mein Großvater ſollte unſer, ſeiner nächſten Verwandten nicht gedacht haben?“

„Er hatte philanthropiſche Ideen und war ein Freund der Armen. Ich hörte ihn einmal ſagen, Avalon eigene ſich wegen ſeiner geſunden Lage trefflich zu einem Hospital.“

„Und da hat er Sie vielleicht zum Oberarzt darin ernannt?“

„Leicht möglich, er verachtete die Aerzte und die mediciniſche Wiſſenſchaft und es lag in ſeinem Weſen, ihnen noch ſterbend einen Streich zu ſpielen.“

„Und Sie würden ſich hier, in Avalon, in ſolchem Wirkungskreiſe zufrieden fühlen?“

„Nein, zur Zufriedenheit fehlte mir ein Anderes.“

Es war da wieder der Schimmer einer Erklärung. „Ich halte ihn“, triumphirte Heloise für sich.

„Ein Anderes — und das bekümmert Sie?“

„Ja, denn es ist ungewiß, ob ich es erhalte.“

„Und ohne dies?“

„Würde ich sehr unglücklich sein, Frau Gräfin.“ Die Verneigung, die er ihr machte, ließ kaum einen Zweifel über den Sinn seiner Worte bestehen.

„Du sollst es sein“, dachte sie und sah ihn erröthend an, wie ein Weib nur den betrachtet, den sie liebt.

Indeß hatte Watteau die Thür erreicht und blieb dort an einen der Pfosten sich lehnend stehen, in das Gewühl der Gäste blickend. Seine hohe Gestalt, sein tiefschwarzer Anzug, der schlotternd

um ſeinen Leib hing, mußten Allen in's Auge fallen. Heloiſe hätte ihm zurufen mögen: „ſo geh doch! geh!“ denn jetzt hatte ihn auch Octave entdeckt und ſtürzte faſt zu ihm.

Eine Wolke ſtieg in das Geſicht der Gräfin .. Was will Octave von ihm? Was wird ihm Watteau ſagen? Nicht mit ihren Händen, aber in ihrer Seele miſchte ſie das Gift.

„Wie leidend ſieht unſer armer Freund, der Maler, aus“, ſagte Riquier. „Iſt es nicht, als hätte ihn der Tod gezeichnet?“

„Finden Sie? Unſer Vetter, der Marquis, der ihn länger kennt, als wir alle, ſcheint doch Ihre Beſorgniſſe nicht zu theilen und an die Kränklichkeit ſeines Freundes gewöhnt zu ſein.“

„Ihn verzehrt der Ehrgeiz und die Phantaſie, zwei gefährliche, ſchleichende Gifte.“

„Gifte — das fällt in Ihre Kunſt. Wirken alle Gifte langſam?“

„Nein, einige tödten gleich“ . . . ihre Frage verwunderte ihn in etwas.

„Und wie heißt von allen das schnellste und sicherste?“

Der Arzt überlegte eine Sekunde: „Aqua Toffana.“

„Ach, das ist das entsetzliche Fläschchen in dem Laboratorium meines Großvaters. Schweigen Sie doch, mein Vetter! Welche eine Thörin war ich, nach solchen Dingen zu fragen!“

Und sie verließ ihn mit einem leichten Neigen des Kopfes, mit eilenden Schritten.

Zum erstenmal legte der Arzt nachdenklich seine Hand an die Stirn, sein Gesicht nahm einen Ausdruck der Bestürzung und der Trauer an. Indem lockte ein vielstimmiger Gesang, der vom Garten her erscholl, die meisten der Gäste an die Fenster der Halle. Diesen Augenblick benutzte Riquier, um sich unbemerkt zu entfernen. Er eilte nach dem Laboratorium. Eine einzige Ampel er-

hellte das seltsame Gemach. Nach der linken Wand ging er und suchte dort auf den Brettern mit den Blicken. Er hatte es geahnt und erschrack nun doch vor der Gewißheit: das Fläschchen unter der Nummer Dreizehn fehlte. Wer hatte es entwandt? Heloise? Und zu welchem Zweck? . . Ein Abgrund that sich vor ihm auf. Aber die Gewißheit, daß sich ein Gefährliches und Schreckliches vorbereite, gab ihm auch seine Besonnenheit und Kaltblütigkeit wieder. Noch ehe der Gesang verklungen war, erschien er wieder in der Halle und stand hinter der Gräfin, diesmal ohne jeden Zug der Freundlichkeit, ernst und verschlossen, wie an dem Abend, wo er sie im Schloßhofe Avalon's empfangen hatte, ein Antlitz wie von Bronze.

Eben forderte der alte Ambroise, seinen schwarzen Stab erhebend, die Gesellschaft auf sich paarweise zu ordnen und ihm nach dem Speisesaal zu folgen. Da man nicht wieder das Laboratorium berühren wollte, so mußte man von der Halle

durch einen Seitengang in den Garten hinab- und dann wieder die große Treppe an der Terrasse hinaufsteigen. Die drei Damen des Schlosses, Heloise, Aissé und Frau Argentine, die — nach des Vicomte's Urtheil — unter den vielen Krähen, es waren die Frauen aus der Provinz, wie ein Schwan aussah, hatten ihre Begleiter unter den Gästen gesucht, die Herren, d'Aydie, Rion und der Arzt, den vornehmsten der eingeladenen Damen ihren Arm geboten. Der Marquis, erfuhr die Gräfin, als sie nach ihm fragte, sei schon hinübergegangen, er hätte Watteau mitgenommen, vermuthlich bereite er der Gesellschaft noch eine Ueberraschung vor . . Simon Riquier, der sie fortwährend beobachtete, sah sie bei dieser Mittheilung zusammenfahren und sich fester auf den Arm ihres Begleiters stützen.

An eine Ueberraschung seiner Gäste dachte nun Octave freilich nicht.

Mit stürmischer Heftigkeit hatte er sich zu

Watteau gedrängt, ſeinen Arm in den des Malers geſchoben: ſo zog er ihn ſchweigend mit ſich fort. Einmal wollte ſich Watteau von ihm losmachen, fragte: „Was giebt's?“ Da aber Octave nicht antwortete, ließ er ſich geduldig von ihm fortführen. Drüben herrſchte, gegen den Lärm und das Gewühl, von dem ſie ſich entfernten, Stille und Einſamkeit. Einige Diener ſtanden, der Befehle gewärtig, in dem Saal umher. Die Glaskronen, die Armleuchter, alle mit gelben Wachskerzen vollgeſteckt, goſſen einen Lichtſtrom aus, über Watteau's Malerei lag es wie ein zauberiſcher Schimmer.

„Watteau, lieber Watteau“, ſagte hier der Marquis, „Ihre Geſchichte hat mich tief gerührt. Eine Schuld laſtet auf meinem Gewiſſen, eine Schuld ungeſühnt und vielleicht unſühnbar. Im Tumult, im Genuſſe des Lebens hatte ich ſie vergeſſen. Was iſt es nur geweſen, daß in mir dieſe Erinnerung wieder erweckte, ſeitdem die Mauern Avalon's mich umſchließen? Dieſe Steine

ſcheinen mich anzuklagen, noch heftiger thaten es Ihre Worte."

„Meine Worte, Herr Marquis?"

„Ich weiß, Sie ſprachen abſichtslos, aber Sie trafen dennoch mein Herz. Sie erwähnten in Ihrer Erzählung einer Sängerin, Sie nannten ſie Marie —"

„Marie d'Etioles, ſie iſt leider keine Erfindung."

„Marie! Marie!"

Octave blieb ſprachlos . . aus dem Garten klang ein Trompetentuſch herauf, von den Muſikanten, die an der Spitze des Zuges ſchritten. Bei dieſen hellen, lockenden Tönen ermannte ſich der Marquis. „In wenigen Minuten werden ſie hier ſein, bis dahin ſollen Sie Alles wiſſen. Jener Mann, den Sie ſo hart verdammten, der Marie liebte, bin ich."

„Sie!"

„Raubte ich Ihnen die Geliebte? Wenigſtens

von dieſer Schuld bin ich frei. Niemals nannte Marie Ihren Namen, niemals ſprach ſie von einem Verhältniß zu Ihnen. Ich ſage das nicht wie eine Entſchuldigung. Weder ein Bruder noch ein Verlobter würden mir den Weg zu Marien verſchloſſen haben. Denn ich liebte ſie und wurde wieder geliebt. Ich bin ein Soldat, raſch zugreifend, eroberungsluſtig, ich habe nicht Ihre ſchmachtende Natur, Watteau, und ſchwärme nicht für Ihr Schäferarkadien. Noch eins: ich gehöre zu den vornehmen Edelleuten des Hofes und verdiente den Vorwurf, den Sie mit dieſer Auszeichnung verbinden. Das Volk haßt die adelig Geborenen. Marie wurde meine Geliebte, es war in dem Sommer, als Sie dort verweilten" — er zeigte auf das Wandgemälde. „So entwickelte ſich unſer beiderſeitiges Geſchick, ohne daß wir Kenntniß von einander hatten. Wenn mir die Bruſt nicht ſo eigen beklemmt wäre, ich könnte doch lachen, ſo drollig iſt dieſer Wirrwarr, ſo

schrecklich. In Ungnade bei dem König, als ich meinen Abschied erhalten, reiste ich mit Marien nach einem meiner Schlösser in Languedoc. Eine Zeit lang erfüllte die Liebe und der Müßiggang mein Leben. Aber in allen Freuden lauert ein geheimer Feind: der Ueberdruß; allmählig vergiftete er mir Mariens Küsse. Eines Tages stieg ich in meinen Wagen und fuhr davon. Ich gedachte nur einen kurzen Ausflug nach Paris zu machen und wieder zurückzukehren. Warum beherrschen wir eben nicht die Verhältnisse und werden doch unserer Thaten wegen zur Rechtfertigung gezogen? In Paris forderte mich der Herzog von Orleans auf, für ihn eine Reise nach Spanien zu machen, wo er während des Krieges ein Kommando geführt und einige Besitzungen angekauft hatte, die er jetzt veräußern wollte. Ich konnte einem Prinzen, einem Freunde diese Bitte nicht abschlagen und ging. Einmal in Bewegung, gewann ich das Reisen lieb, es hatte eine gewisse

Aehnlichkeit mit dem Kriege. Heute hier, morgen dort gab ich nur dem Augenblick Recht und verlor die Vergangenheit mit jedem Schritt, der mich weiter von den Stätten, darauf sie gespielt, entfernte, mehr aus dem Gedächtniß. Das ist Leichtsinn, werden Sie schelten, und nach Ihrer Karthäusermoral haben Sie Recht dazu, am Ende aber kommt es doch nur darauf an, daß Jeder an seiner Anschauung festhält und nicht nach links oder rechts abweicht. Die Einen handeln nun einmal und genießen, die Andern betrachten und leiden. Was ist da gut, was ist böse? Ich blieb mehrere Jahre auf Reisen, ich hatte Liebschaften in Venedig und Rom — meine Geschichte ist das vollkommenste Widerspiel der Ihrigen. Jeder von uns fehlte durch Einseitigkeit. Ernüchtert kam ich nach Frankreich zurück. Nach so mannigfachen Aufregungen sehnte ich mich nach Ruhe, nach einem sanften, zärtlichen Herzen. Da tauchte das Bild Mariens in meiner Erinnerung auf, lieb, verstän-

dig, ein wenig blaß, ein wenig ſchwermüthig, wie es ſo ihre Art war. Als ich es erſt über mich gewonnen, ſie zu verlaſſen, hatte der Gedanke an ſie mich ferner nicht allzuſehr beläſtigt. Eine große Leidenſchaft traute ich ihr nicht zu, ſie war als Seele, was die Trauerweide unter den Bäumen iſt. Entweder, rechnete ich in meiner Selbſtſucht, geht ſie wieder zum Theater und vergißt dich in den Armen eines Andern oder ſie ſitzt nachdenklich auf dem Söller deines Schloſſes, dich erwartend. In jedem Falle braucht ſich deine Stirn über ihre Zukunft nicht in Falten zu ziehen. Von Paris aus ſchrieb ich ſo an den Kaſtellan meines Schloſſes und forderte Nachricht von Marien. Die Nachricht kam — es war die erſte, die mir die Rückſeite der Welt zeigte. Erſchrecken Sie nicht, Watteau, zürnen Sie mir auch nicht, ich habe mich ſelbſt am härteſten ſchon verdammt. Marie hatte ſich meine Treuloſigkeit trotz aller Vorſtellungen und Troſtgründe, die man ihr von allen

Seiten, selbst von der des Geistlichen im Dorfe spendete, zu Gemüth gezogen, sie war tiefsinnig geworden und eines Tages aus dem Schlosse entschwunden. Alle Nachforschungen führten zu nichts, man fand keine Spur von ihr. Die Vermuthung lag nahe, daß sie im See das Ende ihrer Qual gesucht."

Watteau wollte aufschreien, aber Octave drückte ihm heftig die Hand: „Ruhig! Seit ich in Avalon bin, glaube ich nicht mehr an ihren Tod. Dieser Thurm, die Frau, die man dort so sorgfältig vor uns verbirgt — und die Stimme, die in jener Nacht sang" . . .

An die Erscheinung, die ihm am Mittage darauf wie ein Wolkengebilde vorübergeschwebt, dachte der Maler . . „Sie lebt!" rief er, die Thränen standen ihm in den Augen . .

„Still", gebot noch einmal der Marquis. „Da nahen unsere Gäste."

An der Tafel, die in einem kleineren Saal

vor dem zum Balle geschmückten bereitet war, trug sich nur dasselbe zu, was noch bis auf den heutigen Tag bei Festen, auf denen der gute Wein nicht gespart wird, zu geschehen pflegt. Die geistreichen Menschen langweilten sich, die Langweiligen wurden geistreich und die Mehrzahl einigte sich zu diesem Schluß: daß es nie ein schöneres Fest gegeben, als das ihrige. Für Avalon mochte dies seine Richtigkeit haben, denn seit fünfzig Jahren war in diesen Räumen kein Becherklang gehört worden und Ambroise behauptete: „Wenn der Herr Marquis Sylvain von Roche-Noire nicht schon todt wäre, so würde er heut gestorben sein." Bei jedem neuen Lebehoch, das getrunken wurde, schüttelte er immer bedenklicher den Kopf und murrte in sich hinein: es wäre doch drollig, sollte Alles gut enden . .

Da riefen die Trompeten zum Tanz und bei der ersten Fanfare erschien in seinem blauen Sammetrock Fortunio auf der Schwelle der Saalthür.

Er führte eine ſchlanke, zärtliche Geſtalt, die man für Aiſſé hätte halten können, wenn dieſe nicht am Tiſche geſeſſen, an der Hand. Ihr Geſicht bedeckte nach der Weiſe der Venetianerinnen eine ſchwarze Seidenmaske, die nur die Augen ſehen ließ. Sie trug ein weißes, mit Roſen aufgeſtecktes Atlasgewand.

„Da iſt meine Unbekannte", ſagte Simon Riquier über die Tafel hin zu dem Vicomte.

Er hatte wieder das Lächeln um den Mund, das bei ihm nichts Gutes verkündigte.

Die Paare ordneten ſich zum Tanz, ehe aber der Vicomte noch zu der Unbekannten gelangen konnte, ſah er ſie mit Fortunio in die Reihe zu den Andern treten.

Noch einmal bliesen die Trompeten. Octave hatte die Hand der Dame, die während des Mahles ihm zur Rechten geſeſſen, ergriffen — er hatte die Ankunft der Dame in dem weißen Atlasgewande nicht bemerkt.

Wieder eröffnete der alte Ambroise mit seinem schwarzen Stabe den Zug.

Ein Ruf der Verwunderung entfuhr Allen, als ihnen durch die wie auf einen Zauberschlag sich öffnenden Thüren die bunte Pracht des Ballsaales entgegenleuchtete. Mit dem Blick der Befriedigung, Watteau suchend, um ihm zu danken, daß Alles so wohl gelungen sei, wandte sich Octave um . .

Hastig beugte sich ein Kopf nieder, als wolle er sich verstecken . . es war die Begleiterin Fortunio's.

X.

Ja, damals in den Tagen des Rokoko, da gab es noch einen Tanz! Wie glänzend, schimmernd, bunt war da Alles. So aufgebauscht und verschnörkelt die Trachten, die Reifröcke der Frauen, die seidenen Röcke der Männer waren, sie erschienen doch malerisch und in koketter Zierlichkeit. Es strahlte, es blitzte in allen Farben — es war wie das Rad eines Pfauenschweifs. Natürliche Anmuth sucht nicht darin; wie verschieden sind die Bedingungen des Lebens am Hofe zu Versailles und in den einsamen Thälern Arkadiens! Nicht die Freiheit herrschte hier, sondern die Form, eine im Grund gezwungene und steife Form, die sich aber durch die mannigfaltigsten Schnörkel,

durch eine Fülle äußerlichen Putzes und Schmuckes den Schein der freieſten Selbſtbeſtimmung zu geben und zu ſichern wähnte. Dieſe Menſchen lebten im Kleinen und vom Kleinen, ſie hatten den Sinn für das einfach Schöne und Großartige verloren. So mochten ſie wohl in ihrem Ludwig XIV. etwas wie einen Jupiter ſehen. „Heut zu Tage," ſchreibt einer von ihnen, der ſich eines beſſeren Geſchmacks rühmte und ſeine Zeitgenoſſen verſpottete, „würde man gern zwei Bilder Rafael's gegen einen Fächer von Watteau eintauſchen." Wunderliche Verirrungen des Geſchmacks — genau ſo wunderlich und grotesk, wie die Schlöſſer, die damals gebaut wurden, die chineſiſchen Pagoden, die auf jedem Tiſche ſtanden, die Spiegel mit ihrem Rahmen von vergoldetem, buntbemaltem, zu allerlei Blumen verarbeitetem Porzellan, die in jedem Toilettenzimmer hingen ... Und dennoch, wie ſo eigen iſt dieſe Welt! Der vollkommenſte Gegenſatz gegen die Natur, eine Schöpfung der

Laune, der Phantasie, welche jede Anlehnung an die Wirklichkeit hartnäckig abweist. Seht diese Tänze — Gavotte, Menuett ... ist es die Bewegung von Menschen oder von Drahtpuppen? Ausgerechnet, ausgeklügelt jeder Schritt, jede Verneigung, die Haltung des Körpers. Diese Tänze sind nicht allein das Ideal des Tanzmeisters, sondern vielmehr noch: eine sinnreich gelöste mathematische Aufgabe. Und darin liegt jenes Unbeschreibliche, das uns die Kunst des Rokoko zur Häßlichkeit macht, das uns in ihr abstößt oder im besten Falle über sie lachen läßt: es ist ein Wolkenkukuksheim, das nicht die Poesie des Herzens geschaffen — nein, das kalt und klug der Verstand aufgezimmert. Der mathematische, praktische französische Verstand langweilte sich einmal in der Welt des Gegebenen und er hatte den Gedanken: sie auf den Kopf zu stellen, und er sagte: warum sollen die Griechen allein ein Arkadien, Nymphen und Liebesgötter gehabt haben? Du

bist doch ein so kluger Bursche, als es Gott Amor nur je gewesen, und kannst alle diese Herrlichkeiten noch einmal und viel schöner erfinden. Er sann, er versuchte — siehe da, eines Tages hatte er sein Feenreich, er nannte es Rokoko.

Und die Musikanten spielten, die Kerzen leuchteten und sie tanzten in dem großen Saal von Avalon.

Wiederholt, aber noch immer vergeblich hatte sich der Vicomte bemüht, in die Nähe der unbekannten Dame zu kommen. Er saß jetzt in den Schlingen seiner eigenen Liebenswürdigkeit gefangen; die Damen, die Mütter so wenig als die Töchter, die er so lange mit seinen Schmeicheleien überschüttet, bis sie seine Worte für Wahrheit nahmen, ließen ihn los. Bald hielt ihn der Tanz, bald das Gespräch fest, nur seine Blicke konnten zu der Fremden hinüberirren, aber freilich besaßen sie die Kraft nicht, ihre schwarze Seidenmaske zu heben. Noch hatte sie nicht getanzt; sie saß zwischen Fortunio und Aissé und

der Malteſer ſtand vor ihnen, im ſchwarzen Mantel mit dem weißen Stern, beinahe wie ein Engel vor der Pforte des Paradieſes. Von der Geſellſchaft wurde die Dame in Weiß viel weniger beachtet als Aiſſé, deren koſtbare, morgenländiſche Kleidung Staunen, Neugierde und Neid erweckte. „Wer iſt ſie nur?“ bedrängte man fragend den Vicomte. „Sie iſt eine türkiſche Sultanin,“ entgegnete er darauf, „die der Malteſer aus dem Harem des Sultans in Konſtantinopel entführt hat; der Merkwürdigkeit des Falles wegen wird der heilige Vater ſie am Weihnachtsfeſte in der Peterskirche zu Rom mit einander trauen.“ Allmählig aber mißfielen Henri ſeine eigenen Scherze — der ſicherſte Beweis ſeines tiefſten Mißvergnügens. Dies Avalon war die ſchlimmſte Schule, die er noch in ſeinem Leben durchgemacht. Hier verkehrte ſich ihm auch die beſtbegründete frohe Hoffnung in ihr Gegentheil. Wie heiter und vielverſprechend hatte er ſich das

Zusammentreffen mit der Fremden ausgemalt und nun schien es, als würde er nicht einmal ihre Hand berühren können. Ungeduldig beschloß er sich Bahn zu ihr zu brechen, aber ehe er zu ihrem Sessel kam, wurde er von der Gräfin und Simon Riquier zurückgehalten, die ihm sogar — war es Absicht oder Zufall? — den Anblick seiner Unbekannten versperrten. Als er dann aufsah, waren sie und Fortunio von ihrem Platze verschwunden, Aissé und der Malteser auf die andere Seite des Saales hinübergegangen. „Hm," sagte Henri in sich hinein, „ich bin jetzt in der prächtigsten Stimmung mich auf Tod und Leben zu schlagen. Ehe ich mich hier von der Langenweile stückweis tödten lasse, sterbe ich doch lieber anständig durch einen Degenstich. Wie wär's, wenn ich in dieser Nacht meine Rechnung mit dem Herrn Marquis abschlösse?" Und er ging an ein Fenster, um zu sehen, ob der Mond schiene. Als er sich hierüber Gewißheit verschafft, legte er

seine Hand mit einer gewissen ritterlichen Anmuth auf den Griff seines Degens und blickte im Saale umher; bis in seine Tapferkeit, die einzige Tugend, die er besaß, war er ein Geck. Nur bemerkte Octave seine herausfordernde Stellung nicht. Seiner Pflicht, als Gastgeber getreu, hatte er sich Keinem ausschließlich gewidmet, sondern schritt von Gruppe zu Gruppe, freundlich, aufmunternd, scherzend. Wären seine Gäste bessere Menschenkenner gewesen, würden sie vermuthlich sich nicht von dem Lächeln seines Mundes haben täuschen lassen, so aber fiel ihnen die ernste Falte auf der Stirn des Marquis nicht auf.

Wenn man nach der scharfsinnigsten Untersuchung, nachdem man, so weit es uns Sterblichen verstattet ist, Alles in Betracht gezogen hat, für das Leben keine andere Bezeichnung, als die einer Komödie findet — das Wort hat zugleich etwas Mitleid Erregendes und Tröstendes — kann man sich nicht allzusehr wundern, daß die

Hauptperſonen dieſer Geſchichte auf dem Feſte eine doppelte Rolle ſpielten. Eine für die Zuſchauer, eine andere für ſich. Ihre Lippen ſcherzten, in ihren Herzen ſtürmte es. Mit offenen Armen hätte Heloiſe auf Octave zueilen mögen und ihm ihre Leidenſchaft geſtehen, aber ſie fürchtete Watteau, ſie fürchtete Simon Riquier. Sie ermahnte ſich ſelbſt zur Kälte, zur Geduld: um Mitternacht wird der eine gehen, in drei Tagen wirſt du dich von dem andern befreien; dann wirſt du nur dem Manne deiner Liebe gehören, in deinen Armen, unter deinen Küſſen wird er nicht nach deiner Vergangenheit fragen, er wird entzückt und ſtolz ſein, daß du ihn aus der Zahl deiner Bewerber gewählt haſt. Du biſt noch jung, welch' ein herrliches Leben liegt noch vor dir... Und ſie ſchlug vor Vergnügen bei dieſen Vorſtellungen mit dem Fächer in ihre Hand.

Hatte nun Simon Riquier, hatte Watteau Unrecht, wenn ſie dieſer ganz in Glücksträumen be-

fangenen Frau unheimliche Rachegedanken zuſchrieben? Ja und nein, denn wie ſich Heloiſe gehütet haben würde, ſolche That zu vollführen, eben ſo gewiß hätte ſie der gelungenen, der ohne ihre Theilnahme vollzogenen ſich gefreut. Das dunkle Gefühl der Schuld und der Unſicherheit quälte ſie, ſeitdem ſie den Maler wiedergeſehen. Faſt hatte ſie das tolle Abenteuer mit ihm vergeſſen gehabt, ihre Maßregeln waren ſo gut getroffen geweſen, daß auch die leiſeſte Spur davon vertilgt zu ſein ſchien. So unendlich weit war, in ihrer ariſtokratiſchen Meinung, ihr Lebenskreis von dem Watteau's entfernt, daß eine Berührung beider für ſie zu den Unmöglichkeiten gehörte. Dennoch hatte ſie ſtattgefunden — zwei Sterne, welche der ganze Raum des Himmels getrennt, waren zuſammengeſtoßen. Da mußte wohl einer aus der Bahn des andern weichen. Verließ Watteau das Schloß, ſo konnte es ihr gelingen, alle Zweifel, die ſich in Octave's Seele regen mochten, zu erſticken. —

Aber freilich, wird er gehen, wird er nie wieder zurückkehren und, ein drohender Schatten, sein gutes Recht fordernd, zwischen sie und den Geliebten treten? Da mochte wohl im Dunkel ihres Herzens mehr als einmal der dunkle Wunsch auftauchen: daß er stürbe!

Doch eine so flatterhafte, vom Glanz geblendete, nur für sich lebende Natur wie die ihrige, konnte nicht dauernd bei solchen Gedanken verweilen, am wenigsten in einem Festsaal, wo die Musik, die strahlenden Kerzen, das Wogen der Menge alle ihre Empfindungen zur Freude und zum Genuß aufriefen. Mit begierigem Ohr hörte sie das Lob ihrer Schönheit, von welchen Lippen es auch erklang, wie altmodisch die Schmeicheleien waren, sie ergötzte sich daran, und der Einzige, der sie in diesen Stunden hinderte, war nicht Watteau, der in so weiter Ferne von ihr blieb, sondern Riquier, der wie ihr Schatten sie begleitete. In ihrer Selbstgefälligkeit hatte sie keine

andere Erklärung für sein Benehmen, als seine Liebe zu ihr und seine Eifersucht.

„Was fehlt dem Vicomte?“ fragte sie den Arzt, das schweigende Nebeneinandergehen, denn seine Dame zu unterhalten verstand Simon Riquier nicht, mißfiel ihr und beängstigte sie. „Seine Augen rollen ja, wie's in dem Märchen heißt, gleich feurigen Wagenrädern.“

„Er sucht wahrscheinlich die Unbekannte und ist erzürnt, daß sie ohne ihn davon gegangen.“

„Die Unbekannte! Ich habe sie kaum bemerkt, wie kann man auf einem Ball jede Dame sehen! Aber Sie, mein Vetter, Sie hätten uns mit ihr bekannt machen sollen. Sie waren sonst ein so höflicher Mann.“

„Jetzt nicht mehr? Vergebung, Frau Gräfin, ich verfolge meine eigenen Angelegenheiten, und da . . .“

„Da setzen Sie die Anderer beiseit.“

„Sie sagen es. Ich mache nie ein Hehl

daraus, daß ich mir selbst der Nächste bin. Und die Unbekannte — sie entgeht Ihnen nicht."

„Wird sie wiederkommen?"

„Es ist das eine verwickelte Geschichte, vielleicht geht sie nie wieder aus Avalon."

„Ich löse Räthsel nicht gern."

„Und ich weiß die Lösung gar nicht."

„So treiben Sie Ihren Scherz mit mir? Lassen Sie mich das nicht glauben, mein Vetter, — als wir bei der Herzogin von Maine in Sceaux Komödie spielten, fand man immer, daß ich Talent hatte, die Zuschauer zu täuschen und zu betrügen. Wenn man mich angreift, ich vertheidige mich."

„Ich treibe keinen Scherz, Frau Gräfin, es ist noch keiner über meine Zunge geschlüpft. Ich bin ernsthaft wie meine Wissenschaft und lache nicht. Worüber sollte ich auch lachen? Die Thorheiten der Menschen sind nur beklagens- und bedauernswerth."

Hinter Watteau's Fächer ſuchte Heloiſe ihr Gähnen zu verbergen.

„Es iſt heiß," ſagte ſie, „mich dürſtet."

Dieſen Wink beachtete Riquier und entfernte ſich, ihr einen kühlenden Trank herbei zu holen.

Der Tanz ruhte ſeit einer Weile und die Geſellſchaft ſtand oder ſaß in Gruppen beieinander. Wo zwei ſich zuſammengefunden, wandelten ſie flüſternd auf und nieder. So gelang es dem Vicomte, ſich Octave, Aiſſé, ſich Heloiſen zu nähern. Gerade einander gegenüber, durch die ganze Breite des Saales getrennt, ſtanden ſie ſo. Zu den Damen trat da Simon Riquier, auf einem ſilbernen Teller trug er zwei venetianiſche Gläſer. Eben begann die Uhr im Saale mit langſam feierlichen Schlägen die Mitternacht zu verkündigen.

Eins der Gläſer nahm Heloiſe in die rechte Hand, mit der linken zählte ſie die Schläge der Uhr nach — nur einmal glitt ihr Blick zu der

Gruppe der Männer hinüber. Octave und Henri ſchienen harmlos von den Begebenheiten des Abends zu plaudern, Watteau, der hinter ihnen, mehr im Dunkel ſtand, hielt ſein Auge ſtarr auf das Ziffernblatt der Uhr gerichtet.

„Aus,“ machte Heloiſe, als der letzte Schlag verklang, und nippte von dem Getränk im Glaſe. „Sei noch einmal meine Botin, Aiſſé,“ ſagte ſie. „Im Lande der Troubadour's war es Sitte, daß die Damen ihren Sängern einen Becher, den Trank der Minne, ſandten, bringe das zweite Glas Herrn Watteau mit meinem Gruß.“

Arglos nahm Aiſſé den Silberteller aus Riquier's Händen.

Die Muſikanten ſetzten zum neuen Spiele an, die Paare ordneten ſich.

Eben öffnete ſich die Flügelthür des Saales, und am Arme Fortunio's erſchien die Dame mit der Maske wieder.

Diesmal bemerkten die drei Männer ſie zu

gleicher Zeit. Die Unbekannte ſchwankte, zitterte unter den Blicken, die ſie ſo plötzlich trafen, ſie wollte ſich haſtig zur Flucht umwenden, aber der Vicomte hinderte ſie.

„Du haſt uns zu lange geneckt, ſchöne Maske,“ ſagte er, „als daß wir Dich ſo ſchnell von hinnen laſſen ſollten. Wir ſind alle erwartungsvoll, Dich zu ſehen. Nimm die neidiſche Larve vom Geſicht.“

Darüber hatte Aiſſé Watteau erreicht und bot ihm lächelnd das Glas.

„Ich erwiedere den Gruß der Frau Gräfin. Sie mögen leben bleiben, lange leben, Fräulein Aiſſé, im Gedächtniß der Menſchen. Im Uebrigen, auf den Untergang der Kunſt, hier und überall,“ entgegnete er, das Glas hochhebend.

Er hatte ſo laut geſprochen, daß der Ton ſeiner Stimme bis zu der Fremden drang. War er ihr bekannt? Sie machte eine raſche Bewegung auf Watteau zu, als hoffe ſie von ihm

Schutz vor der Anmaßung und Verwegenheit des Vicomte. An ihrem Gewande hielt sie Henri fest. Da ging Octave aus seiner Erstarrung, in die der Anblick der Unbekannten ihn gestürzt, mit einem halblauten, unterdrückten Schrei heraus: so sauft der Sturmwind und die rollende Woge heran ...

„Halt da, Herr Vicomte de Rion" redete er gebieterisch, „nehmen Sie Ihre Hand von dem Kleide der Dame."

Darüber hin rauschte nun die Tanzmusik, der Wortwechsel erstarb in ihrem Jubel.

Allein die beiden Männer verstanden sich auch ohne Worte, sie berührten ihre Degen.

„Wollen Sie mir Ihre alte Schuld zahlen, Herr Marquis?" fragte Henri.

„Sogleich."

„Gut, gehen wir zu dem Thurm am See, da ist eine treffliche, mondbeschienene Stelle für unser Geschäft."

Und als wären sie die besten Freunde, Arm in Arm, schritten sie dem Ausgang zu.

Drüben, in der Mitte des Saals, tanzte unter dem Beifall der Zuschauer, die ihre Schönheit und Anmuth nicht genug rühmen konnten, Heloise...

Mit seinem Glase war Watteau in die Nische eines Fensters getreten... Das Alles geschah so schnell, wie ein emporgeschleuderter Stein aus der Luft wieder zur Erde fällt...

Nicht umsonst hatte er gerufen: „Untergang der Kunst!" Für ihn sollte es seine Bedeutung haben. Das allein macht das Leben erträglich, daß man es fortwerfen kann, sobald es einem zur drückenden Last geworden. Unbemerkt, wie er sich glaubte und wie er war, zog er das Fläschchen aus der Tasche und leerte seinen Inhalt in das Glas.

In diesem Augenblick schlug die Saalthür hinter Octave und Henri mit einigem Geräusch zu.

Es war ein häßlicher, kreischender Ton, bei

dem die Fremde — noch von ihrer Aufregung über Henri's Anfall zitternd — erbebte.

Das Glas in der Hand blickte Watteau noch einmal in den Saal zurück, er ſuchte Heloiſe — in ihrem Anſchauen wollte er ſterben.

Da brach die Fremde aufſchreiend, wie in Krämpfen, dicht vor ihm nieder, die Maske entglitt ihr...

„Antoine! Antoine, mein Freund!“ ſchrie ſie, die Hände nach ihm ausſtreckend — wie der Sterbende gleichſam nach einem Schutze taſtend noch einmal in die Luft greift.

„Marie! Es iſt Marie!“

Klirrend fiel das Glas in tauſend Scherben auf die Erde — mit beiden Armen griff er nach ihr.

Eine allgemeine Bewegung entſtand im Saal, der Tanz löſte ſich auf, die Muſik verſtummte.

„Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ riefen Aiſſé und Fortunio, die der Unglücklichen zunächſt waren.

Daweilen ſtarrten ſich zwei todtenbleiche Geſichter lautlos an ... Marie und Watteau ... Ihr lähmte der Krampf, ihm das Entſetzen die Zunge ...

Ja, es war die verlorene, todtgeglaubte Marie, die eine Göttin ſeiner Jugend. Drüben, noch glühend vor Freude, mit hochwallender Bruſt, roſig und ſtrahlend, innehaltend im Tanz, noch in ſchwebender Stellung, wie Albani ſeine Grazien und Nymphen zu malen pflegte, ſtand Heloiſe, das Lächeln ſchien mit dieſem Antlitz verſchwiſtert zu ſein und ſelbſt im Schrecken nicht von ihm weichen zu können. Und vor ihm, mit blaſſen, rührenden Zügen — mit einer Stirn, die noch ihren jungfräulichen Schimmer bewahrte, in den brechenden Augen noch einen feuchten Glanz, lag Marie: ſie glich jener zu früh geknickten Blume, die Virgil beweint. Das war das Abbild ſeines Lebens, ſo iſt dieſe Welt: ihre Schale reizt, aber ihr Kern iſt bitter.

Durch das Gedränge der Umstehenden brach sich Simon Riquier Bahn zu der Kranken.

„O, Herr Riquier," rief Fortunio, „sie stirbt in unsern Armen. Der Wahnsinn faßt sie wieder. Ach, warum gaben Sie ihren und meinen Bitten nach und erlaubten ihr den Besuch des Festes!"

Bei dem Worte „Wahnsinn" wichen die Andern scheu zurück und Heloise stutzte. Näher wagte sie sich nicht, sie mochte niemals gern Leidende sehen; wie mächtig sie darum auch die Neugierde vorwärts trieb, die Selbstsucht, die Furcht: der Anblick der in Krämpfen Stöhnenden könnte ihre Stimmung trüben und ihr den Schlaf stören, ließ sie sich eiligen Schrittes von der Stätte des Unglücks entfernen.

Die Augen der Andern hingen in ängstlicher Erwartung an dem Munde Simon Riquier's, der mit jener den Aerzten eigenen Kälte und Ruhe Marie beobachtete...

Hatte er ſich ſo gründlich getäuſcht? Der Kranken Kräfte zugetraut, die ſie noch nicht beſaß? Kam die dämoniſche Gewalt, der er ſie entriſſen, wieder über ſie?

Wie Octave erzählt, hatte Mariens Krankheit mit ihrem Liebesgram über ſein Verſchwinden begonnen.

Er war ihre erſte, leidenſchaftliche Liebe — brennender, berauſchender, als jene ſchweſterliche Neigung, die ſie mit Watteau verbunden hatte. Dem glänzenden, jugendlich ſchönen, verwegenen Cavalier fiel es nicht ſchwer, einen Abweſenden, einen armen Maler, einen gutmüthigen, aber unbeholfenen und häßlichen Mann aus ihrem Herzen zu verdrängen. Nichts fliegt höher in das Reich des Idealen, als die Träume eines Mädchens, zumal wenn ſeine Seele zart und künſtleriſch beſaitet iſt. Octave de Roche-Noire mit ſeinen Narben, ſeinem ritterlichen Weſen, ſeinem Reichthum war jener Held aus Romanen und

Trauerspielen, wie er in der Nacht den Mädchen zu erscheinen pflegt. Wenn ihn eine Kaiserin gesehen, meinte Marie oft, hätte sie ihre Krone mit Freuden um einen Kuß von ihm hingegeben. Jene Verse, die in Racine's Tragödie Berenice in ihrer Entzückung über Titus ausruft:

„Ihn hätt' die Welt, wie niedrig er geboren,
Im ersten Blick zu ihrem Herrn erkoren,"

wandte in leidenschaftlicher Uebertreibung die Geliebte auf ihren Geliebten an. War es doch das erste, volle, ungetrübte Sonnenlächeln, das aus seinen Augen sie beschien. Und nicht ihr allein, allen ihren Freundinnen und Gefährtinnen galt ihr Loos als beneidenswerth. Die Liebe eines so schönen, reichen und mächtigen Mannes, eines Marquis ... eine langwährende, unerschütterliche Liebe, nicht ein Abenteuer von drei Tagen — das war im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, in der Welt der großen Oper, unter den Choristinnen, ein Wunder. Die wahre, echte Liebe,

die Aufopferung des eigenen Ich's und Schicksal's, fragt nicht nach der Zukunft, sie hat im Grunde auch keine, sondern nur den gegenwärtigen Augenblick. In diesem Moment ist sie unendlich und unsterblich. Die Phantasie gefällt sich in der Vorstellung, daß die letzten Strahlen von Sternen, die vielleicht seit Jahrhunderten schon erloschen sind, erst jetzt durch den unermeßlichen Raum zu uns dringen und uns zur Leuchte in den Nächten dienen. So leuchtet auch wohl der Wiederschein eines seligen Augenblicks erst dann vollgoldig über unserm Leben, wenn er selbst längst vorübergegangen ist. Marie kannte die Fragen der Klugheit und des Eigennutzes: wie soll das enden? welches Loos wartet deiner? nicht, sie saß auf den Knieen Octave's und dachte nichts.

Und was war das auch für ein herrliches, blüthenreiches Leben auf seinem Schloß in Languedoc! Unter südlich heiterm Himmel, von dem Thurm aus konnte man die Schneegipfel der Pyrenäen

deutlich erblicken, darum ein dichter, schweigender Wald mit dem geheimnißvollen, von alten heidnischen Sagen und Feen umschwebten Teich — alle Ideale Marien's waren einen Wonnemonat lang verkörpert. Am Abendhimmel silberne und rosige Blüthen, die Erde grün und duftig, Octave treu und liebenswerth — was hätte ein armes Mädchen, der solches Glück nicht an der Wiege gesungen ward, da noch zu wünschen übrig gehabt? Doch eins — und Marie, ohne es je auszusprechen, sehnte dies Eine, Namenlose oft herbei, wenn sie in nächtlicher Stille mit ihm auf dem Balkon des Hauses saß, ihr Haupt an seine Brust gelehnt, ihr blondes Haar von seiner Hand zerwühlt, und nur zuweilen einen Kuß und die leise Frage mit ihm tauschte: liebst du mich auch? Es war der Wunsch, inmitten dieser Seligkeit zu sterben.

Das sollte sich ihr nicht erfüllen, sondern Octave reiste, wie er ihr zuschwur, in einer An-

gelegenheit, die ohne sein Beisein gar nicht entschieden werden könne, nach Paris. In Schmerzen, doch unbedrängt von Ahnungen des hereinbrechenden Verhängnisses, ließ sie ihn ziehen. Es war Winter geworden, heftige Stürme brausten um die Mauern des alten Schlosses. An ihn denkend verbrachte sie ihre Tage, von ihm träumend ihre Nächte. Er hatte ihr nicht die Stunde seiner Wiederkehr genannt, aber er mußte ja kommen, liebte er sie doch! Wie grausam auch diese Trennung von ihm war, sie mußte sich eben darin fügen. Ein- zweimal schrieb er ihr, Kostbarkeiten, wie sie die Frauen gern haben, begleiteten seine Briefe. Aus seinen Worten wie aus seinen Geschenken sog ihre arglose Seele die Gewißheit seiner Beständigkeit. Allmählich lichtete sich ihr dann der Schleier, sie sah die Wahrheit und ihr Herz erstarrte davor, wie noch das eines Jeden, der gegen die Erkenntniß von der Undankbarkeit und Untreue der Andern nicht die eigene Selbst-

sucht einzusetzen hat. In ihrem Glauben an den Mann ihrer Liebe erschüttert, wurde sie irre an allen Dingen der Welt. Wenn er ihr und sich selbst ungetreu geworden, wo gab es da noch Dauer und Festigkeit? Sie versank in ein trauriges Schweigen. Niemandem trat sie zu nahe, Niemand belästigte sie, aber zu Allem, was man zu ihrer Erheiterung oder ihrem Troste ersann, schüttelte sie schwermüthig den Kopf. Die Dienerschaft des Schlosses hatte sie wegen ihrer Milde und Bescheidenheit lieb gewonnen und versuchte in jeder Weise, ihren Trübsinn zu zerstreuen. „Laßt mich nur," bat sie dann, „ich bin gar nicht traurig, denn ich weiß, unser Gebieter kömmt doch wieder, er versprach es mir." Eine Weile lebte sie so hin, unstät schweifte sie in dem Garten und im Walde umher, sie ging die stillsten Wege und saß stundenlang auf einem Stein, der am Teiche lag, in das Wasser starrend, als müßte der Verschwundene endlich daraus hervortauchen.

Bei dem Nahen des Sommers aber nahm ihre Krankheit einen heftigeren Charakter an. Schreckliche Gesichte und Erscheinungen schienen sie zu beunruhigen. Damals hörte das Mädchen, das bei ihr wachte, sie zum erstenmal den Namen Watteau's aussprechen, — klagend zugleich und wie schuldbewußt. Denn ihr Grübeln und Nachdenken hatte Marie dahin geführt, in der Treulosigkeit Octave's gegen sie nur die gerechte Strafe des Schicksals dafür zu erblicken, daß sie selbst sich von Watteau, dem Freund ihrer Jugend, abgewandt. Nun verfolgte sie sein Bild, das Bewußtsein ihrer Schuld. Ihr Trübsinn, ihre Schwermuth artete in Raserei aus. Augenblicke kamen, wo sich Alle vor ihr entsetzten, wo sie furienhaft umherstürmte, als wäre ein Fürchterliches hinter ihr und ein Fürchterliches vor ihr. In solchem Anfall hatte sie einmal das Schloß verlassen und war nicht zurückgekehrt. Die Diener waren des sichern Glaubens gewesen, in der Stille und Einsamkeit des Waldes würde

sie sich beruhigen, wie es sonst immer geschah. Erst nach einigen Stunden erweckte ihr Außenbleiben Besorgniß. Man sandte einige Boten aus, sie zu holen. Die fanden nur in der Nähe des Teiches, auf jenem Stein, ihr Busentuch, sonst keine Spur. Auch weitere Nachforschungen hatten keinen Erfolg. Jenseit des Waldes wollte zwar ein Schäfer, der dort seine Herde weidete, ein Weib gesehen haben, das der Beschreibung nach Marien glich, aber er hatte sie nicht aufgehalten, nicht einmal angeredet und wußte nicht, ob sie nach rechts oder links gegangen. Die Annahme, daß die Unglückliche in ihrer Raserei in den Teich gesprungen, erschien der Schloßdienerschaft die wahrscheinlichste ... Die Wasser hatten sie von einer beschwerlichen Last und Sorge befreit...

Aber ein eigener Zufall fügte es anders mit der, die längst widerstandslos den dunklen Mächten verfallen war.

Nur wenige Minuten hatte Marie auf dem Stein geſeſſen, die Unruhe, das Geſpenſtiſche um ſie, das ſie Watteau nannte, ſchreckte ſie wieder empor. Sie floh weiter, in der Eile der Flucht verlor ſie ihr Tuch. Durch den Wald, über das angrenzende Feld hinaus bis auf die Fahrſtraße nach dem nächſten Dorfe trugen ſie ihre Füße. Ihre körperliche Erſchöpfung hatte den Wuthanfall gebrochen, ſie tobte nicht mehr, ſie weinte und ſchluchzte. Ein Reiſewagen hielt dort, die Pferde waren in Unordnung gekommen, das Riemzeug zerriſſen, und der Kutſcher und ein anderer Diener hatten Mühe, Alles wieder in das richtige Geſchick zu bringen. Der Beſitzer des Wagens, ein alter Herr mit ſtreng geſchnittenen, harten Zügen, war ausgeſtiegen und ging unter den Bäumen auf und nieder. Marie fiel ihm zu Füßen, warum wußte ſie nicht, vielleicht war es nur ihre Ermüdung. Antwortete ſie auf ſeine Fragen, antwortete ſie nicht? In ihrer

tiefen Verwirrung und Zerstörung konnte sie sich später dessen nicht mehr entsinnen — aber sie folgte, von der Gewalt seines Auges bezwungen, seiner Einladung, er hieß sie in den Wagen steigen, setzte sich zu ihr und befahl, statt vorwärts zu fahren, umzukehren.

Dieser Mann, so karg mit Worten und seltsam und abstoßend in seinem Wesen, war Sylvain, Marquis von Roche-Noire, der in seiner Einsamkeit zu Avalon den Einfall gehabt, einmal die Besitzung seines Neffen zu besuchen und dort nach dem Rechten zu sehen. Marien's Erscheinung änderte seinen Vorsatz, er zog es vor, sie erst in Sicherheit zu bringen. So kam das Mädchen nach Avalon. Und nicht ungünstig wirkte die Veränderung der Luft und ihrer Umgebung auf sie ein. Das Wilde, Zornige verschwand aus ihrem Gesicht, sie verfiel in ihre frühere Schwermuth. Aus der Umarmung des Wahnsinns rettete sich ihre Seele, wenn auch mit

gebrochenen Schwingen. Im Grunde hatte es der Marquis der Natur Marien's überlaſſen, ſich ſelbſt zu helfen, und nur obenhin bei ſeinem Neffen Simon Riquier angefragt, wie man mit einer Tiefſinnigen zu verfahren habe. So hatte der Arzt, als er nach Sylvain's Tode, vor den andern Erben Avalon betrat, wohl eine ungefähre Kenntniß von dem Schickſal Marien's, hatte ſie auch ſchon ein und ein anderes Mal flüchtig geſehen, tappte aber doch, was die feinſten und ſchmerzlichſten Regungen ihres Herzens betraf, im Dunkeln umher. Sie ſogleich den Fremden vorzuſtellen, wagte er nicht, weil er, zumeiſt bei ihrem Wiederſehen mit Watteau, eine zu heftige Gemüthsbewegung für ſie befürchtete, und da Marie ſeit ihrer Ankunft in Avalon in dem Thurm am See gewohnt hatte, jeden Lärm und jede Geſellſchaft mied, ſo ſchien es auch nicht allzuſchwer, ſie dort bis zu dem Tage der Teſtaments-Eröffnung verborgen zu halten. Das Ballfeſt bot

sich dann als die beste Gelegenheit, sie einzuführen, Aissé in das Geheimniß zu ziehen und beide Mädchen mit einander vertrauter zu machen. Unter ihrer Maske, schloß der Arzt, würde sich Marie sicherer fühlen und gleichsam an dem Anblick der Menschen und der Welt wieder gewöhnen. Da sie den Vicomte nie gekannt, so meinte Simon Riquier, auch von dessen Zudringlichkeit nichts für die Kranke zu besorgen zu haben.

Jetzt hatte ihm der Ausgang Unrecht gegeben. Eine Verwickelung unberechenbarer Zufälle war eingetreten — niedergesunken lag die Arme da, mit schmerzhaft bebenden Lippen, mit offen stehenden Augen.

„Wo ist er?“ fragte sie endlich, die Sprache wieder gewinnend, „wo ist er geblieben? Dort stand er.“

Und sie zeigte auf die Stelle, auf der kurz vorher Octave mit Henri de Rion geredet.

„Wer denn, mein Kind?“ entgegnete Simon

Riquier. Er dachte nur an Watteau. „Faſſe Dich, blicke doch auf, er ſteht ja neben mir“ — er ergriff die Hand des Malers.

Nun kam Leben und Glanz in Marien's erloſchene Augen. „Er! Fort, fort! Siehſt Du denn nicht, daß er das Geſpenſt iſt, das Octave von meiner Seite ſcheucht? Octave, wo biſt Du?“

„Komm, armes Kind,“ antwortete Watteau, „er iſt im Garten, ich will Dich zu ihm führen.“

Im Garten... Mit jener Plötzlichkeit und Kraft, die den Wahnſinnigen auf Augenblicke etwas Uebermenſchliches und Gigantiſches geben, ſprang ſie vom Boden auf. Wieder wie eine Furie ſchüttelte ſie das Haupt und den Arm — „Zurück!“ rief ſie... und vor dem Ausdruck des herzzerreißendſten Schmerzes und der Raſerei mehr noch als vor ihrer Bewegung wichen die Umſtehenden zurück; ehe einer den Muth und die Beſinnung hatte, die Unglückliche feſtzuhalten, war

sie an der Flügelthür, riß sie auf und stürmte davon...

Aus einer Gestalt Watteau's war eine Eumenide, eine Meduse für den Meißel Michel Angelo's geworden.

Indessen waren Octave und Henri, die von dem Aufruhr, den ihre Entfernung erregen sollte, nichts ahnten, bei dem Thurme angekommen.

Von der Mauer des Thurms bis zu dem Ausgang der Allee lag ein halbkreisförmiger Rasenplatz, hell beschien ihn der Mond.

„Wie gefällt Ihnen die Stelle?" fragte Henri.

„Gut," antwortete einsilbig Octave.

„Man kann von hier aus die erleuchteten Fenster des Ballsaales sehen, man hört auch die Paukenschläge — Licht und Musik, mehr können wir nicht wünschen:" damit stellte sich der Vicomte mit dem Rücken gegen die Thurmpforte auf und zog den Degen.

Octave hatte die Bäume des Ganges hinter ſich ...

Eins — ſie warfen die Hüte an die Erde — zwei, drei ... nun klirrten die Degen zuſammen.

Als der Stahl den Stahl berührte, wurde Henri kaltblütiger und Octave hitziger. Der eine hatte die Ruhe und Gewandheit eines Fechtmeiſters, der andere das Feuer eines Soldaten. Dem Vicomte merkte man den Fechtboden, dem Marquis das Schlachtfeld an. Jeder fand in dem Andern einen ebenbürtigen Gegner. In dem Glanz des Vollmond's entging ihnen keine ihrer gegenſeitigen Bewegungen, auch verſuchten ſie nicht, einander zu überliſten, ſondern nur in raſchen Schlägen dem Feinde eine Wunde zuzufügen. Drei Minuten dauerte der Zweikampf ſchon ohne Entſcheidung, als ein gellender Schrei die Luft durchſchnitt — wie aus der Höhe des Himmels über ſie hinſauſend, der Schmerzensruf einer leidenden Seele ...

Die beiden Gegner senkten die Waffen.

„Was bedeutet das?“ fragte Octave.

„Lassen wir uns doch nicht stören, wir waren in so tüchtiger Wallung. Vielleicht hat die Wahnsinnige im Thurm geschrieen,“ entgegnete der Vicomte.

„Lieben Sie noch Frau von Villeneuve?“

Seinen Degen wieder erhebend, stutzte Henri, antwortete aber doch: „Bewahre. Ich bin ihr nur zu lange treu geblieben. Man verwöhnt die Frauen, wenn man ihnen über einen Monat hinaus huldigt.“

Schlag hin, Schlag her ... noch hatte Keiner den Andern getroffen.

„Lieben Sie Frau von Villeneuve?“ fragte jetzt Henri zurück.

„Nein, Herr Vicomte, es war eine Irrung des Herzens.“

„Sie nicht — ich nicht — ja, warum schlagen wir uns denn im Grunde?“

„Ich meinerſeits aus Höflichkeit.“

„Und ich aus Langerweile. Alſo aufgepaßt, Herr Marquis! Eins, zwei . . .“

Mit verdoppelter Heftigkeit fielen die Schläge, das laute Geräuſch der Waffen, der Eifer, mit dem die Kämpfer bei ihrem Geſchäft waren, ließen ſie überhören, daß es hinter ihnen in dem Baumgang und in dem Garten lebendig wurde, Schritte herbeieilten, Stimmen durcheinander klangen — da glitt auch der Wiederſchein von dem Licht einer Wachsfackel in breiten Streifen über den Raſen. Indem machte Octave eine Bewegung nach dem Schimmer zu — die Degenſpitze des Vicomte's drang in ſeinen rechten Oberarm . . .

Zornig hob Octave den verwundeten Arm, durch den leichten ſeidenen Rock, den er trug, drang das Blut.

„Revanche!“ rief er, obgleich er fühlte, wie der Arm ihm ſteif und ſchwer wurde.

„Ich gebe ſie,“ und Henri nahm den Degen

in die linke Hand; er wollte keinen Vortheil über den Verwundeten haben.

„Sie morden Dich, Octave! Haltet ein, tödtet mich;“ Mit wild nachflatterndem Haar stürzte Marie auf den Kampfplatz.

Sie hatte etwas Entsetzliches im Gesicht, eine eigene wilde Schönheit.

„Ach,“ sagte der Vicomte, „dieser Anblick lohnt die Mühe, die wir uns gegeben.“

War Octave der Degen aus Schwäche oder Erstarrung entfallen?

Das Blut tropfte von seinem Aermel über seine Hand hin und als er damit über die Stirn fuhr, zeichnete sich darauf eine Blutlinie ab ...

„Octave!“

„Marie ...“ er sprach es so leise, als fürchtete er, durch ein lauteres Wort sie zu verscheuchen.

Nicht ihr Ohr, aber das Auge der Liebe verstand ihn. Der furchtbare Ausdruck ihres Ge-

ſichts ſchwand, Bläſſe und das Erröthen holdeſter Scham wechſelten auf ihren Wangen.

„Ach," flüſterte ſie, „wie ſchwer hab' ich geträumt. Da biſt Du, mein Held, mein Geliebter, Du lebſt, ich hab' Dich wieder ..."

Ohnmächtig war Octave niedergeſunken, ſie kniete neben ihn hin, ſie legte ſein Haupt auf ihre Kniee und bedeckte es mit ihren Küſſen ...

Da kamen die Andern, voran Simon Riquier, Watteau, der Malteſer.

Der Arzt warf nur einen Blick auf Marie. „Jetzt iſt ſie geheilt," ſagte er zu Watteau.

„Dann" — und Henri ſteckte ſeinen Degen in die Scheide — „dann, meine Herren, ſind wir hier unnöthig und können weiter tanzen."

XI.

Trotz dieses Wunsches, den der Vicomte aussprach: den Tanz weiter fortzusetzen, war und blieb das Fest gestört. Er selbst kehrte zwar in den Saal zurück, aber weder der Malteser noch Watteau wollte sich von dem Marquis entfernen, daß Simon Riquier nicht von ihm wich und die Besichtigung und den Verband der Wunde vornahm, war von ihm, dem großen Arzt, der seiner Wissenschaft mit ganzer Seele anhing, nicht anders zu erwarten. So mußte Henri allein das Mögliche thun, die Gäste zusammenzuhalten. Niemals hatte sich seine Liebenswürdigkeit glänzender, als in dieser halben Stunde entfaltet, wo er von einem zum andern ging, dieser Dame einen zärt-

lichen Blick, jener einen ehrerbietigen Gruß mit seinem Federhute zuwinkte und dann wieder den Musikanten zurief: „Tollere Musik!“ Wahrlich, in ganz Frankreich hatte Keiner in diesen Augenblicken mehr das Recht, mit sich zufrieden zu sein, als er, Henri de Rion, er hatte den stolzen und gefürchteten Marquis Octave de Roche-Noire im Zweikampf überwunden und machte in dieser glücklichen Stimmung die besten Witze, die noch je in Avalon gehört worden waren. Aber den wackeren, guten und beschränkten Land-Edelleuten war denn doch in diesem „verwünschten“ Schloß schon zu viel des Abenteuerlichen und Unsagbaren geschehen, als daß sie noch nach neuen Schrecknissen hätten lüstern sein sollen. Die Frauen zumeist drängten zum Aufbruch; die ältesten steckten die Köpfe zusammen und flüsterten: die Türkin sei eine Zauberin, wenn nicht gar ein Engel der Finsterniß, der Weibesgestalt angenommen; von der Wahnsinnigen könnten Damen, die auf Zucht und An-

ſtand ſähen, leider nicht ſprechen, ſo abſcheulich ſei ihre Geſchichte, der vernünftigſte Mann wäre der Maler und der liebenswürdigſte der Vicomte. Man dürfe aber keinen Augenblick länger im Schloſſe verweilen, die Gefahr für Leib und Seele ſei groß, auf den Wangen der jungen Mädchen glühe ſchon das hölliſche Feuer.

Es war aus mit dem Feſte, der Rückzug der Gäſte unvermeidlich; daß er nicht in wilde Flucht ausartete, ſondern in glänzender Weiſe ſich vollzog, muß zu den Verdienſten des Vicomte gerechnet werden. Da von der Geſellſchaft der „Neun“ nur noch drei im Saale waren, Aiſſé, Fortunio und er, ſo übernahm er die Herrſchaft. Den ganzen Schloßhof ließ er feſtlich erleuchten, einige Schwärmer, Raketen und Leuchtkugeln, die Octave zu einem Feuerwerk im Garten hatte verwenden wollen, aufſteigen, im feierlichen Zuge kamen die Gäſte, Ambroiſe mit dem ſchwarzen Stabe an ihrer Spitze, die Wendeltreppe herab. Das Licht-

meer von Fackeln und Kerzen im Hofe, die lange Reihe der Wagen, die theils drinnen, theils vor dem Schlosse hielten, das Schnauben und Stampfen der Pferde, die Trompeter, die aus den geöffneten Fenstern Fanfaren nach Fanfaren bliesen, die buntgeschmückte Gesellschaft, das Schwenken der Federhüte, dazu das Rufen, das Abschiednehmen und der Vicomte und die Diener, die immer noch den Damen Zuckerwerk und den Männern ein Glas Wein aufdrängten: das bildete für die, welche es sahen, ein unvergeßliches Schauspiel ...

Die Wunde des Marquis erklärte Riquier nicht für gefährlich, da kein Knochen verletzt wäre; ginge die Erschütterung, die ihm das Wiedersehen Marien's verursacht, ohne gefährliche Folgen vorüber, so würde der Kranke schon am dritten Tage das Bett verlassen können. Dem Arzt wollte es nicht gelingen, Marie zu überreden, die Nachtwache bei dem Geliebten Frau Argentinen zu überlassen. Sie fürchtete beständig, er könne sich wieder von

ihr losreißen und ihr in eine unerreichbare Ferne entschwinden. Als indeß Watteau ihre Hand ergriff und sagte: „Komm mit mir", fügte sie sich, als mache diese Berührung sie willenlos. Er geleitete sie zum Thurm, ohne ein ferneres Wort mit ihr zu wechseln . .

„Gute Nacht, mein Freund," so öffnete sie die Pforte.

„Schlaf' sanft, Du wirst morgen ein glückliches Erwachen haben."

Wie er dann allein war in dem schweigenden, mitternächtigen Garten kämpfte er zwischen zwei Entschlüssen, ob er, Heloisen's Befehl folgend, gehen oder die Entwickelung des Drama's erwarten sollte. Den Zufall, der ihm den Becher aus der Hand gestürzt, hielt er, abergläubisch wie er war, für einen deutlichen Wink des Schicksals, nicht gewaltsam sein Leben anzutasten. Und auch Heloise wollte ja nicht seinen Tod, sie hatte ihm nur Verbannung auferlegt — Verbannung nach

dem Lande seiner Sehnsucht, nach jenem Himmelslicht, um dessen Wiederschein auf Paul Veronese's und Tizian's sonnenleuchtenden Bildern er jene Meister so oft beneidet. Aber es lag nicht in seinem träumerischen Wesen, aus sich heraus, in ruhiger Ueberlegung einen festen Entschluß zu fassen, ihm mußte der Anstoß von außen kommen, der ihn vorwärts trieb. Dazu mahnte ihn die Freundschaft, die er zu Octave hegte, die Theilnahme, die, wenn nicht für ihre Person so doch für Marien's Schicksal wieder in ihm erweckt war, bis zur Entscheidung in Avalon zu bleiben, ein Vorgefühl, daß er selbst dabei betheiligt sein würde. Dennoch, als er sich nach dem Schlosse zurückwandte und von dem auf der andern Seite liegenden Hofe das Rufen der Dienerschaft, der Jubel, das Geräusch der davonrollenden Wagen herüberschallte, erschien ihm die Ferne, die Wanderschaft in verlockendem Bilde. Du findest keine bessere Gelegenheit, zu entfliehen, als diese, sagte

er sich. In dem Tumult des Aufbruchs kannst du dich unbemerkt davonschleichen. Nur seinen Mantel und seine kleine Skizzenmappe wollte er noch holen und eilte im raschen Lauf über die Treppen, durch die Corridore nach seinem Zimmer hinauf.

Die Hand, die ihn da anhielt, war für ihn freilich der Finger des Geschickes.

Heloise begegnete ihm — zum erstenmal unruhig, in Verwirrung, ohne Fassung. Von dem, was seit ihrem Fortgange aus dem Saale geschehen, hatte sie nur halbe und falsche Kunde. Von einem Zweikampf, von Verwundungen, von wunderbaren Enthüllungen war gesprochen worden, der plötzliche Aufbruch der Gäste schien das Schlimmste zu bestätigen. Ihr selbst wichen die Diener, wie sie meinte, geflissentlich aus, von ihren Zofen war keine sichtbar, der Lärm hatte sie nach dem Schloßhofe gezogen. Rathlos irrte sie in den Gängen umher, endlich Jemand anzutreffen, der ihr die

Wahrheit berichten könnte. Da fand ſie Watteau. Der Anblick des verhaßten Mannes gab ihr den Zorn und eine gewiſſe Sicherheit wieder.

„Sie noch hier?“ zürnte ſie.

„Ich gehe ſchon.“

„Halt doch, da Sie ſich einmal in Alles miſchen, was iſt hier vorgegangen?“

„Eine Heilung. Der Herr Vicomte und der Herr Marquis haben ſich geſchlagen und darüber iſt eine Närrin wieder vernünftig geworden.“

„Octave . . mein Vetter iſt verwundet?“

„Er iſt in guter Pflege.“

„Wo iſt er? Wo? Ich will zu ihm, auf der Stelle, man verbirgt ihn mir, die Wunde iſt gewiß gefährlich! Was ſtehen Sie mir noch im Wege? Wer hätte ein Recht ihn zu beſchirmen außer mir?“

„Die Liebe.“

Und zugleich ſchallte von der Wendeltreppe

her das laute Lachen des Vicomte, der eben mit Aiſſé und Fortunio von dem Abſchied der Gäſte zurückkehrte; der Schimmer der Kerzen, mit denen ihnen die Diener vorleuchteten, klomm die Stufen empor und ein heller Schein verbreitete ſich in dem Gange.

„Welch ein Schauſpiel haben Sie verſäumt, Frau Gräfin“ — in drei, vier Sprüngen war Henri oben — „und Sie erſt, Watteau! Wie kann ſich ein Künſtler den Anblick von hundert Narren bei Fackelbeleuchtung entgehen laſſen? Das war ein Knixen, ein Rückenbeugen! Die alten Geſichter lachten, krampfhaft, wie die Hexen an ihrem Sabbath lachen, und blickten mißtrauiſch umher, ob der Teufel nicht irgendwo ſichtbar würde — und die jungen, ach! die Jugend wäre noch ſo gern geblieben.“ . .

„Sie ſind unerträglich, mein Herr Vicomte,“ erwiederte Heloiſe, „ich bin heute und morgen und

nie mehr in der Stimmung, Ihre Tollheiten anzuhören, sie langweilen und erbittern mich."

Und da Aissé den Fuß jetzt auf die oberste Stiege setzte, faßte die Gräfin ihren Arm . . diesmal traten ihr, sei es nun aus Schmerz oder Grimm, die Thränen in die Augen.

Bei der harten Abweisung Heloisen's war Henri sprachlos geworden und blieb es, bis die Damen sich einige Schritte weiter in den Corridor hinein entfernt hatten, schlug dann an seinen Degen und sagte zu Watteau: „Das war meine Ohrfeige. Diana nannten Sie Ihre Schöne, das trifft zu. Nach der Mythologie pflegte Diana ihre Nymphen zu prügeln und ihre Liebhaber mit Hunden zu Tode zu hetzen. Indeß, zum Aktäon fehlt mir noch viel, zunächst das Geweih. Und meine Rache dürfte nicht eine unschuldige, symbolische Geschichte sein, wie die Ihrige."

„Sie werden doch einer Frau die Worte nicht entgelten lassen, die ihr Angst und Unmuth er-

preßten? Sie weiß, daß Sie Ihren Vetter verwundet haben."

„Richtig, Sie haben mir noch nicht einmal Glück dazu gewünscht, Watteau!"

„Ihre Klinge sei gesegnet, wie das Schwert Bayard's!"

„Ihr Pinsel sei unsterblich, wie der Rafaels. Uebrigens eine hübsche kleine Hexe, die Wahnsinnige. Der Marquis hat mehr Geschmack und Glück, als ich ihm zugetraut. Wir sollten den Thurm nicht erklettern, Watteau, wir nicht! Natürlich, wir sind Philosophen, wir verachten die Weiber. Ich habe meine besonderen Gedanken darüber, aber mit trockener Kehle läßt sich nicht reden. Wir wollen trinken und philosophiren."

„Ich hatte die Absicht abzureisen."

„Nachher, die Morgenluft ist kalt. Sie werden sich doch keinen Schnupfen holen wollen? O Weiber, o Bacchus! Ich möchte wohl wissen, wozu

die Welt da wäre, wenn ihr beide nicht drinnen wäret!"

So war es denn im Rathe der Götter beſchloſſen, daß Watteau Avalon nicht verlaſſen ſollte . .

Simon Riquier trat am nächſten Tage ſeine Herrſchaft in aller Stille und ohne Feierlichkeit an. Sowohl die Verwundung Octave's wie die Ermüdung der Andern machte allen die Ruhe nothwendig und willkommen. Jeder war unter dieſen Verhältniſſen zumeiſt auf ſich allein angewieſen. Bald nach dem Morgenimbiß begab ſich der Vicomte auf die Jagd, Aiſſé luſtwandelte am Arm des Malteſers im Garten, Watteau zeichnete und Fortunio ſah ihm zu. Im Krankenzimmer lag der Marquis ausgeſtreckt auf einem Feldbett, den Arm in ſchwarzer Binde, den Kopf in die linke Hand geſtützt . . An ſeinem Lager ſaß Marie, ihr Weſen und ihr Antlitz war verklärt wie das eines Engels. Die Gewißheit, daß noch ein Reſt

der alten Liebe zu ihr in seinem Herzen schlummerte, daß sie wenigstens die nächsten Stunden mit ihm zusammen, an seiner Seite verbringen würde, goß einen rosigen Schimmer der Freude über sie hin. Beinahe war aus ihrem Gedächtniß Alles getilgt, was seine Treulosigkeit sie hatte leiden lassen, und die leise Falte, die der Gram um ihren Mund gezogen, suchte sie in ihrem Lächeln zu verstecken. Der scheue Ausdruck ihrer Augen hatte sich in einen sanftbittenden verwandelt.. wunderbare Magie der Liebe, die in ihr selbst über den Wahnsinn triumphirte. Ohne daß sie noch viel Worte miteinander getauscht, hatten sie sich das eine, das Alles für sie umschloß, gesagt: ich liebe Dich noch! Und in dieser Ueberzeugung empfing Marie in holder Scham und Bescheidenheit die Gräfin, der Simon Riquier in später Morgenstunde erst den Besuch bei dem Verwundeten erlaubte. Die Stellung der drei zu einander war indeß so peinvoll und so wenig zu einer

gegenseitigen Erklärung, nach der Heloise drängte, geeignet, der Zustand Octave's doch so bedenklich, im Fall eine plötzliche Aufregung das Wundfieber steigern sollte, daß die Gräfin sich bald wieder entfernte. Es war unnöthig gewesen, daß sie dem Arzt hatte geloben müssen, selbst ruhig zu erscheinen und den lauten Ausdruck ihres Mitleids und Schmerzes — ihrer Liebe wagte er nicht zu sagen — zurückzuhalten; daß eine andere dort war, wo sie hätte sein sollen, daß sie in dem Spiel um das Herz Octave's verloren: das genügte, ihre Erscheinung starr und stolz zu machen. Mit kühler Geringschätzung behandelte sie Marie, dem Marquis war sie nur die theilnehmende Verwandte, von jener Höflichkeit und jenen Beileidsbezeugungen, aus denen Jeder den Zwang und die Sitte der Gesellschaft, nicht den Ton aufrichtiger Ergriffenheit heraus erkennt. Und dennoch liebte sie ihn — liebte ihn vielleicht darum um so leidenschaftlicher, weil er eine Andere ihr vorzog, weil sie jetzt voll

Beschämung und Verdruß auf all' ihre kleinen Ränke und Listen zurücksah. Statt seine Eifersucht zu erregen, hatte ihre verführerische Freundlichkeit bald für den Vicomte bald für Simon Riquier die Liebe, die er früher für sie empfunden, nur gedämpft und zuletzt erstickt. Das war nun ein Aschenhaufen, dem auch der mächtigste Hauch ihrer Seele keinen Funken entlocken konnte. In das Gewebe, das sie so klug ersonnen, hatten die bösen Feen ihre Fäden hineingestrickt und ihr alle Maschen verwirrt. Niemals war ihr die Liebe mehr als die Befriedigung ihrer Sinnlichkeit, eine Laune oder eine Uebung ihres Witzes gewesen; die Leidenschaft, die sie so lange gering geschätzt, rächte sie jetzt. Der Mann ihrer Wahl wandte sich von ihr zu einem armen, verlassenen, preisgegebenen Mädchen, er zeigte ihr so unabsichtlich, daß die Liebe die Hingabe des Geliebten, die ganze, ungetheilte, fordert und daß in ihr weder Berechnung noch Witz Raum haben. Weder an Verstand noch

Begabung konnte dieſe Marie mit ihr wetteifern, wer unbefangen die Schönheit der beiden Frauen verglich, mußte der Heloiſen's den Preis der Friſche und des Glanzes geben. Und trotzdem verſtoßen! Der Neid und die Eiferſucht nagten an Heloiſen's Herzen, wie Wolken aufſteigend, jagte ein Racheplan in ihrem Kopfe den andern, dazwiſchen zeigte ſich ihr wieder eine Hoffnung: noch ſei nicht Alles verloren, Octave rechne wohl auf das Teſtament ſeines Oheims, wenn dieſe Ausſicht ihm fehlgeſchlagen, werde er zwiſchen ſeiner Couſine, die ihm ein großes Vermögen zubrächte, und einer halbtollen Sängerin nicht ſchwanken. Ihr eigener Leichtſinn und die geringe Bedeutung, die damals die vornehme Geſellſchaft Frankreichs ſolchen Liebesabenteuern beizulegen pflegte, halfen ihr ohne Schwierigkeit über das Häßliche fort, das in ihren Gedanken lag. War es nicht lächerlich, daß ſie eine Choriſtin der großen Oper, eine frühere Geliebte ihres Vetters, im Ernſte für ihre Neben-

buhlerin gehalten? Ihre Freundinnen in Paris würden sie eine Närrin schelten, wenn sie das erführen. In diesen lustigen Zeiten besaß kein Mann ein Weib für sich; sollte eine Frau sich rühmen können, allein die Liebe eines Mannes zu besitzen? Und damit nahmen Heloisen's Gedanken eine andere Wendung und einen rascheren Flug. Wenn sie ihm diese Untreue und seinen Trotz vergab, durfte er sie nicht an Watteau's Geschichte erinnern; wir haben uns beide nichts vorzuwerfen, sagte sie sich, ich werde ihn doch gewinnen. Das Selbstvertrauen und der Lebensmuth dieser in ihrer Eigensucht kräftigen und unerschütterlichen Natur war durch alles Ungemach und die Zurücksetzung, die sie getroffen, nicht gebrochen — wie eine stählerne Klinge beugte sie sich dem Druck, nur um in ihre frühere Lage zurück zu schnellen.

In diesen Stimmungen, bei dieser Lage verflossen die Tage der Herrschaft Simon Riquier's ereignißlos, bis der zweite Juni sie alle wieder

in der kleinen Kapelle des Schloſſes zuſammenführte.

Dort vor den Stufen des Altars wollte der Marquis Sylvain von Roche-Noire beigeſetzt ſein; eine Steinplatte, die ihren Namen trug, bezeichnete hier die Stelle, unter der, im Gewölbe, die Hülle ſeiner Gattin ruhte. Der Eichenſarg des Marquis, der bisher, um den Gottesdienſt nicht zu hindern, in einer Seitennische geſtanden, war jetzt, nach ſeinem letzten Willen, auf die oberſte der vier Altarſtufen geſtellt worden. Dicht verhüllte ihn eine breite ſchwarze Sammtdecke, darin, auf der dem Schiff der Kapelle zugekehrten Seite, das Wappen des Geſchlechts in koſtbarer Goldſtickerei prangte. In der Morgenfrühe ſollte die Einſegnung des Sarges durch den Pfarrer des Dorfes, denn einen eigenen Kaplan hatte der Marquis ſeit dem Tode ſeiner Gattin, als er ſich der Philoſophie und dem Unglauben in die Arme geworfen, nicht mehr gehabt, feierlich wie es die

Ordnung der Kirche vorschreibt, geschehen. Für diesen letzten Dienst waren dem Geistlichen eine ansehnliche Belohnung und der Dorfkirche zwei silberne Altarleuchter und ein Crucifix von Elfenbein bestimmt worden. Der Marquis hatte auch erlaubt, daß Jedermann, so viel ihrer der kleine Raum der Kapelle fasse, als Zuschauer der Ceremonie beiwohne, denn nicht oft genug könne der Mensch durch den Anblick des Todes und der Bestattung an seine Vergänglichkeit erinnert und zugleich zur Fassung und Stärke ermahnt werden, dasselbe Geschick ruhig hinzunehmen, wenn seine eigene Stunde schlüge. So war schon seit der fünften Morgenstunde, als die Kapelle geöffnet wurde, eine zahlreiche Menge versammelt, die erwartungsvoll der kommenden, wunderbaren Ereignisse harrte, nicht nur Leute aus dem Dorfe, auch vornehmere, manche der Edelleute und Edelfrauen, die auf dem seltsamen Ballfest gewesen und hier gleichsam auf eine Fortsetzung ihrer Abenteuer

hofften. Ein Gemurmel der Neugierde und Spannung lief durch die dichtgedrängten Reihen, als von denen, die in der Kapelle keinen Platz gefunden und nun am Portale standen, das Geschrei erhoben ward: „Sie kommen, sie sind da!“ Im langen feierlichen Zuge, Ambroise voran, schritt die Schloßdienerschaft, trotz der Morgensonne, brennende Wachskerzen in den Händen, barhaupt, in den neuen schwarzen Gewändern, die sie nach der Anordnung des Gestorbenen für diese feierliche Ceremonie zum Geschenk erhalten hatten, paarweise, erst die Männer, dann die Mädchen und Frauen, vom Schlosse durch den Garten daher. Wie verwundert und betroffen waren diejenigen unter den Zuschauern, die sich ihrer von dem Balle noch deutlich und mit einem leisen Schauer erinnerten, als sie in dem letzten Zuge der Frauen auch Marie, die Wahnsinnige, bemerkten. Einfach wie eine Dienerin gekleidet, gesenkten Hauptes, die Kerze in der rechten Hand ging sie. Darauf folgten

die drei Verwandten des Todten, rechts Octave, links Simon Riquier, zwischen beiden Heloise, deren Freunde und Freundinnen, der Advokat Martin Renard aus Aix. Sobald sie Platz vor dem Altar genommen und die Diener hinter ihnen einen Halbkreis geschlossen, der sie von der Menge trennte, erschien der Priester mit seinen Chorknaben . .

Die Ceremonien waren bald vollzogen, der Pfarrer entledigte sich seiner Amtspflicht zwar ohne jede Inbrunst und Rührung, doch mit geistlichem Anstand. Einen ergreifenden Eindruck machte es auf alle Anwesenden, als bei den letzten verhallenden Klängen des Miserere, das die Sänger aus dem Dorf und der Dienerschaft nicht ungeschickt vortrugen, die Kerzen verlöscht, die schwarze Sammtdecke von dem Sarge gezogen wurde. Ein tiefes Aufathmen ging durch die Versammlung. Die Weihrauchwolken zerstreuten sich, in dünne, bläuliche Rauchschleier zerflatternd, die noch sekundenlang an den gothischen Pfeilern aufschwebten, an die

Fenstergesimse sich hingen — und dann nicht mehr waren, gerade wie die Seele des Menschen auch. Wohin geht sie, wohin geht der Rauch?

Und noch ein Athmen — Alles war in der gespanntesten Aufmerksamkeit, hundert Ohren hätte Jeder haben mögen, um kein Wort von dem zu verlieren, was jetzt am Sarge des Marquis von seinen Verwandten und deren Freunden gesprochen werden sollte. Den wunderlichen Befehl Sylvain's hatte das Gerücht mit den mannigfachsten Randglossen ausgeziert, die Einen, erregt wie ihre Phantasie einmal war, behaupteten, der Deckel des Sarges werde aufgeschraubt werden und Jeder seiner Verwandten müsse dem Todten die Hand küssen, wogegen die Andern eiferten, das sei eine Fabel, der Marquis habe im Gegentheil, im Gefühl seiner Sünden und um Gott durch einen letzten Akt tiefster Demüthigung zu versöhnen, ihnen geboten, ihm, dem Todten einen Backenstreich zu geben . . Diese Erwartungen sollten

bitter enttäuscht werden, denn nach einander traten Heloise, Octave, Simon Riquier und die Andern an den Sarg hinan, legten einen Cypressenkranz darauf nieder und sprachen wenige Worte zum Lobe des Verstorbenen, seine Seele der Barmherzigkeit Gottes und seiner Heiligen, seinen Leib zur ungestörten Ruhe der Erde empfehlend. Kälter redeten die einen, empfindungsvoller die andern, Frau Argentine schluchzte nur: „Er war ein so guter und ein so reicher Herr. Ach, wir werden alle zu Staub, die heilige Jungfrau wolle ihn gnädiglich aus dem Fegefeuer erlösen.“ Der erste, der sich zu einer längeren Rede anschickte, war der Vicomte Henri de Rion. „Wozu“, begann er, „wozu ist der Mensch auf Erden? Das frage ich am Sarge dieses Mannes. Von Angesicht zu Angesicht haben wir beide uns nie gesehen, ich glaube, das war gut, denn wir wären schwerlich Freunde geworden. Die Tugenden des Verstorbenen sind beredt gepriesen worden, am eindring-

lichſten von dem tapfern Malteſerritter, dem Chevalier Arthur d'Aydie, der vor mir geſprochen. Er hat den Kenntniſſen, der Menſchenliebe und der Gaſtfreundſchaft des Mannes hier" — und dabei legte er mit einer pathetiſchen Bewegung, die er dem großen Schauſpieler Baron abgeſehen, ſeine Hand auf den Sarg — „Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er hat ihnen vor dieſer zahlreichen Verſammlung ein Denkmal geſetzt, ich aber rufe Klage über den Marquis Sylvain von Roche-Noire. Und warum? Darum! Wozu iſt der Menſch auf Erden? Daß er mit Andern ißt und trinkt. Dieſer Mann hat aber immer allein gegeſſen und getrunken. Er hat ſich von der Welt zurückgezogen, was nur denen erlaubt iſt, die Heilige werden wollen. Ach! wir wiſſen, wie weit dieſer Todte und wir alle von der Heiligkeit entfernt ſind. Der Marquis Sylvain von Roche-Noire, Gott habe ihn ſelig! war kein Verſchwender, aber er hatte etwas von einem Geizhals, er war

kein Menschenfreund, eher ein Menschenhasser. Dies soll Niemand auf Erden sein. Liebet euch untereinander, sagt die Schrift. Dies Gebot hat der Todte übertreten. Stelle dein Licht nicht unter den Scheffel, das heißt, bringe deinen Reichthum unter die Andern, aber vergrabe ihn nicht. Und was that der Verstorbene? Er vergrub sein Geld und sich dazu. Man hat uns zu seiner Entschuldigung gesagt: er suchte nach dem Stein der Weisen, nach der höchsten Erkenntniß. Ja, wenn er ihn gefunden hätte, diesen Stein! So aber verbrachte er sein Leben in Unmuth und Langerweile. Sich hat er kein Vergnügen bereitet und den Andern auch nicht. Bis über seinen Tod hinaus verschrieb er sein Schloß der Langenweile. Sie entsinnen sich alle der Sitte der alten Aegypter, die selbst am Sarge ihrer Könige den Tadel und die Anklage gestatteten. So klage ich über diesen Todten und sein nutzlos verbrachtes Leben. Denn ein Verschwender nutzt den Andern mehr als ein

Geizhals. Und da wir nun einmal geboren werden und einmal ſterben müſſen, ſo iſt es beſſer nach einer luſtigen Faſtnacht als nach einem traurigen Faſttage zu ſterben, beſſer am Faſchingsdienſtag als am Aſchermittwoch. Gottes Gnade wird dann ein Einſehen mit uns haben. Mit uns, die wir luſtig zu leben und ſelig zu ſterben hoffen, wie mit dieſem armen Menſchenkinde, das nicht luſtig gelebt — und ich weiß nicht, wie geſtorben iſt. Indeß, er iſt todt und lacht uns aus, vermuthlich iſt es ſein erſtes Lachen, wir legen den Kranz auf ſeinen Sarg, hic jacet, was in unſerer ſchönen Mutterſprache bedeutet: hier ruht fortan bis an das Ende der Dinge, Sylvain, der Marquis von Roche-Noire. Seine Sünden ſind mit ihm begraben, wir wollen uns beſtreben, ihm nicht ähnlich zu werden."

Und nach dieſen Worten, unter dem beifälligen Gemurmel der Zuhörer, ſtieg der Vicomte die Stufen des Altars herab. Alle hatten jetzt bis

auf Watteau, der in der Reihe als letzter saß, gesprochen. Als der Vicomte seinen Sessel wieder eingenommen, erhob sich der Maler. Schwankenden Schrittes näherte er sich dem Sarge, sein Gesicht war bleich, in heftigster Bewegung sein Herz. „Kannst Du mich noch hören", sagte er mit zitternder Stimme, die erst allmählig an Klang und Festigkeit gewann, „kannst Du mich noch hören, Marquis von Roche-Noire? Dann möchte ich Dir zurufen: sie haben Dich alle nicht verstanden. Ich aber fühle Dir nach, die Schmerzen, die Enttäuschungen, die Dich die Gesellschaft der Menschen meiden und den Verkehr mit der Natur und den abgeschiedenen Geistern aufsuchen ließen. Wir sind Leidensgefährten und so, ob wir uns nie gekannt, nenne ich Dich doch meinen Freund. Die Welt ist eine Masse von Seifenblasen, deren eine nach der andern zerplatzt, je weiter wir in der Erkenntniß und Erfahrung fortschreiten. Und Du bist alt genug geworden, um manche zerplatzen zu sehen;

zu alt — ich möchte nicht Deine Jahre auf meinem Rücken ſchleppen. Wir alle die um Deinen Sarg ſtehen, haben auch geliebte Angehörige und Freunde verloren wie Du, wir ſäeten Liebe und ernteten Haß, wir theilten Wohlthaten aus und wurden mit Steinen geworfen, wie Du, die Verläumdung und der Neid folgten unſern Schritten, wie den Deinigen, Du aber empfandeſt alle dieſe Stiche tiefer und empfindlicher als wir, Du hatteſt das zarteſte Herz und trennteſt Dich freiwillig von der Welt, weil Du ihren Anblick nicht mehr ertragen konnteſt. Armes Menſchenherz, ſie ſagten: Du wäreſt von Erz und Stein, und doch ſprudelte hinter dieſem Stein ein lebendiger Quell. Du hießeſt der Menſchenfeind und wareſt der Freund und Helfer aller Mühſeligen und Beladenen. Sie ſchalten Dich kalt und gemüthlos und Du weinteſt daweilen über die Gattin, die Dir der Tod geraubt. Du wareſt eben nicht für dieſe Erde geſchaffen, und es war Dein Unglück, daß ein un-

geſchickter Engel, der Deine Seele aus der Hand des Herrn empfing, ſie auf dieſe Erde ſtatt auf einen beſſeren Stern fallen ließ. Du trachteteſt nach dem Weſen der Dinge und hienieden gilt nur ihr Schein. Verurtheile darum uns nicht, die wir mit dem Vicomte auf Deinen Grabſtein ſchreiben müſſen: Alles in Allem, hier ruht ein Narr. Du warſt als Edelmann geboren, Du hätteſt als Edelmann luſtig und in Freuden leben müſſen. Ueber aber und unter der Erde giebt es keine Marquis' und keine Vicomte's, da werden die Narren wie deinesgleichen einen hervorragenden Platz einnehmen und dem Schöpfer der Welt zur Freude die große Himmelsgeige ſtreichen. Was Du geſündigt haſt, weiß ich nicht, ich ſehe nur Deine guten Thaten. Ein armes Mädchen, das ohne Dich dem Tode oder noch einem Schlimmeren verfallen wäre, haſt Du gerettet, gekleidet, genährt und geheilt, ein Mädchen, das mir theuer wie eine Schweſter iſt, darum ſegne ich Dich, Marquis

von Roche-Noire! Du beſaßeſt große Reichthümer, die ein Hinderniß auf dem Wege zum Himmelreich ſind, aber Du haſt ſie nach meinem Ermeſſen trefflich benutzt, Du haſt die einen auf dem Herd Deines Laboratoriums in Rauch aufgehen laſſen und mit den andern herrliche Kunſtſchätze erworben, ein Bild des unſterblichen Rubens, das mehr werth iſt als Du und wir alle zuſammen, darum preiſe ich Dich, Marquis von Roche-Noire! Und wenn ich an Deine Anordnungen und Wünſche denke, die uns hierhergeführt, an den Witz und die Schalkheit, die aus ihnen allen ſpricht, wenn ich darin die Züge einer tiefen Weisheit, toller Laune und eines großmüthigen, edlen und von dem Menſchengeſindel verrathenen Herzens erkenne, liebe ich Dich, Marquis von Roche-Noire! Immer aber, da Du ſo ſtill daliegſt und bei allem unſerm Lärm und dem Weltrollen und Weltgetrappel Dich nicht einmal auf die andere Seite wirfſt, ſondern ungeſtört von Träumen und Geräuſch

fortruhſt, werde ich Dich beneiden, Marquis von Roche-Noire, bis ein guter Freund mir wünſcht, was ich in dieſem Augenblick Dir wünſche: ſei Dir die Erde leicht!"

Ganz zu unterſt, auf das Fußende des Sarges legte Watteau ſeinen Cypreſſenzweig . . das war der letzte Kranz für den Todten, die letzten Worte, die über ihn geſprochen wurden. Watteau's Rede hatte, vielleicht weniger durch ihren Inhalt, als durch die wunderliche Weiſe ſeines Vortrags und ſeine eigene Ergriffenheit, eine tiefe Wirkung ausgeübt. Die Frauen weinten, Heloiſe hielt ihr Tuch vor den Augen, die Männer drückten ihm die Hand und der Vicomte ſagte: „Sie erhalten den Preis, Watteau; ich bin doch auch kein ſchlechter Redner und kann mich ſeit meinem Studium Mantaigne's hören laſſen, aber Sie machen Alles drolliger, viel drolliger."

In der früheren Ordnung verließ der Zug die Kapelle, die Zuhörer zerſtreuten ſich, nur zwei

Franziskanermönche, die Gaben für ihr Kloſter zu erbitten, von Avignon herübergekommen waren, blieben in Gebeten für die Seele des Todten, die Kapuzen über den Kopf gezogen, einer zu Häupten der andere zu Füßen des Sarges ſitzen. Im Verlaufe des Tages ſollte dann von den Arbeitern und Dienern die Beiſetzung in dem Gewölbe geſchehen.

„Sobald die Feier in der Kapelle beendigt ſein wird", lautete die Vorſchrift Sylvain's an ſeine Erben, „werden ſich meine Verwandten und ihre Gäſte gemeinſam zum Morgenimbiß niederſetzen und gegenſeitig durch heitere Geſpräche zu erluſtigen und ſich das Angedenken des Todes aus ihren Seelen zu verwiſchen ſuchen. Inzwiſchen wird in dem Zimmer, worin ich mich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, Ambroiſe den Tiſch und die Seſſel für die Teſtamentseröffnung zurecht rücken, das Käſtchen von Ebenholz, welches in der dritten

Lade des großen Schrankes steht, herausnehmen und auf den Tisch stellen" . . .

Dem folgend fing der Vicomte schon auf der Treppe, als sie zur Terrasse hinaufstiegen, ein lustiges Lied zu singen an und machte die ergötzlichsten Bemerkungen über die Todtenfeier, die erst jetzt, mit dem Vorlesen des Testaments begänne, denn dabei würde mehr als eine Hoffnung begraben werden, und er lobte die Schlauheit des alten Maulwurfs in der Kapelle, welcher die Reden an seinem Sarge vor der Eröffnung seines letzten Willens zu halten befohlen hätte, nachher würde er nicht so wohlfeilen Kaufes weggekommen sein, da würde der Unwille Jedem, der sich zurückgesetzt gefühlt, den Charakter des ehrwürdigen Marquis erst im Lichte der Wahrheit gezeigt haben. Trotz der Possen, die Henri trieb, wollte doch der Ernst nicht von den Stirnen der Andern weichen, einsilbig kosteten sie von dem Mahl. Auch diejenigen, die bei der Entwickelung des Drama's

unbetheiligt waren, empfanden, als Ambroise zu ihnen trat und mit feierlicher Stimme sagte: „Der Herr Notar Martin Renard bittet die gnädigen Herrschaften um ihre Gegenwart, dieses Schloß braucht fortan einen andern Herrn", ein stärkeres Herzklopfen.

Ein volles Kelchglas rothen Weins schüttete der Vicomte, obwohl Frau Argentine über den Uebermuth ihres Ritters die Hände zusammenschlug, über den Parquetboden des Saales aus. „Den bösen Gottheiten", sagte er, „daß sie uns nicht zürnen und uns glücklich auch diese letzte Prüfung bestehen lassen."

Auf dem Gange nach dem Zimmer Sylvain's streifte das Kleid Heloisen's Octave: so gingen sie nebeneinander.

„Was macht Ihre Wunde, mein Vetter?" fragte sie.

„Sie heilt, meine Cousine."

„Sie verdienen meine Theilnahme gar nicht" . .

„Ich weiß es, ich habe Ihre Freundschaft verscherzt.“

„Ich passe freilich nicht zur Krankenpflegerin, ich, nicht wahr? Wo ist denn Ihre schöne Schutzbefohlene? Die versteht sich besser darauf.“

„Die Natur bestimmte sie zur Treue und Hingebung.“

Heloise stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden, aber sie bezwang sich: „Sie haben sie geliebt, da müssen die andern Frauen schon vor ihr in Schatten treten. Und vor allen eine Cousine, der man nur aus langer Weile eine Liebeserklärung gemacht“ —

„Die sie aber so klug war, zurückzuweisen. Der Herr Vicomte hat es stets ausgesprochen, daß Sie die klügste Frau in ganz Frankreich wären.“

„Die klügste? Wie gering das wiegt! Wenn er noch gesagt: die gefährlichste!“

Sie hatte wieder die verführerische Gluth in

ihren Blicken, aber Octave war gegen dies Feuer gefeit.

Da öffnete ihnen Ambroise die Thür —

„Wie treten wir ein, wie werden wir hinausgehen!“ meinte sie. Und dann plötzlich, in einem Augenblick der Selbstvergessenheit seine Hand fassend, als wollte sie sein Schicksal auf der Schwelle der Entscheidung noch festhalten: „Mein Vetter, was werden Sie nach dieser Stunde thun?“

„Meine Cousine, ich werde Sie bitten, Marie d'Etioles als Ihre Verwandte und meine Verlobte zu empfangen.“ Er sagte es mit einem Ton der Herzlichkeit und Milde, der selbst die Ahnung der Kränkung für sie ausschließen mußte, und sich tief auf ihre Hand neigend fuhr er fort: „Sie haben mir und ich Ihnen oft wehgethan, es sei vergessen, ich bitte um Ihre Vergebung.“

Nicht sie entzog ihm ihre Hand, er ließ sie los, wenigstens empfand sie es so. Der Schlag

hatte ihr Herz zu mächtig getroffen, der Stolz regte sich nicht, nur den Schmerz fühlte sie. In dumpfer Betäubung schwankte sie ihrem Sessel zu, es war ihr schon willkommen, daß Martin Renard in endlosen Förmlichkeiten die Zeit hinbrachte und ihr gestattete, sich schweigend und ungestört von den Andern auf sich selbst zu besinnen und zu einem Entschlusse zu sammeln.

Hinter dem mit einer schwarzen Decke überhängten Tisch saßen Martin Renard und zwei Schreiber, der eine, um das Protokoll der Sitzung aufzunehmen, der andere das Dokument, das noch mit rother Schnur umwickelt und mit rothem Wachs versiegelt, uneröffnet vor ihm lag, vorzulesen. Vor jedem Schreiber stand ein Schreibzeug, vor dem Notar das Kästchen von Ebenholz. Sylvain hatte die eine Urkunde seines letzten Willens in diesem Kästchen aufbewahrt, die zweite, eine Abschrift, war in den Händen seines Advokaten geblieben. Rechts von dem Tische nahmen Heloise

und Octave Platz, er trug den verwundeten Arm noch in der Binde, von Krankheit, Erschöpfung und Aufregung — wie viel stand für ihn auf dem Spiele! — war sein Gesicht bleich, seine Stirn sorgenvoll. Aufrecht hinter Heloisen's Sessel blickte Simon Riquier mit unveränderter, gleichmüthiger Ruhe sich im Gemache um. Doch fand Aissé, sie flüsterte es ihrem Nachbar, dem Malteser, zu, daß er heute freundlicher und offener als je aussähe, wie einer, sagte sie in ihrer bilderreichen Sprache, dem der Glanz einer guten That noch auf dem Antlitz läge. Diese beiden mit Fortunio, Frau Argentine und Watteau saßen auf der linken Seite des Tisches, der ungeduldige Vicomte hatte seinen Sessel verlassen und stand an dem Fenster, den Rücken gegen das Holzkreuz desselben gelehnt.

Jetzt wandte sich Martin Renard, nachdem sein Schreiber die Namen aller Anwesenden aufgezeichnet und auch den alten Ambroise nicht ver-

gessen hatte, der mit seinem schwarzen, umflorten Stabe unbeweglich an der Thüre seinen Stand genommen, an Simon Riquier und bat um die Erlaubniß, das Kästchen aufschließen zu dürfen; der Schlüssel aber steckte im Schlosse . .

„Thun Sie es", sagte der Arzt.

Dies geschah, aus einer seidenen Umhüllung nahm der Notar die versiegelte Pergamentsrolle und rief den Vicomte und den Malteser zu Zeugen herbei, daß sie überall unverletzt und ungebrochen sei.

„Gestatten Sie es", fragte er darauf zum zweitenmale den Arzt, „daß wir die Siegel dieser Urkunde brechen?"

„Ja", antwortete Simon.

Die Siegel wurden von beiden Rollen gelöst, die Schnüre aufgebunden . . „Will der Herr Chevalier d'Aydie die Güte haben, dies Dokument zu nehmen und der Vorlesung meines Schreibers zu folgen, um sich von dem Gleichlaut und der

vollkommenen Uebereinstimmung beider Schriftstücke zu überzeugen?“ fragte der Notar den Malteser.

„Ich will es, wenn es den Verwandten des verstorbenen Marquis von Roche-Noire so genehm ist.“

„Es ist uns genehm“, erwiederten Octave und Riquier, Heloise, in ihr Sinnen versenkt, nickte nur zum Zeichen ihrer Einwilligung mit dem Kopfe.

So überreichte der Notar das aus dem Kästchen genommene Pergament dem Malteser und gab darauf dem Schreiber das Zeichen, die Vorlesung zu beginnen.

Es schien aber, als hätte der alte Marquis in seiner menschenfeindlichen Laune die Geduld seiner Erben bis zum letzten Augenblick auf die härtesten Proben stellen wollen, denn eine Viertelstunde dauerte schon die Vorlesung der umfangreichen Urkunde, ohne daß ihrer in all' diesen Paragraphen gedacht wäre; sie handelten von klei-

nen Legaten, die er seinen ältesten Dienern aussetzte, von einigen Summen, die er für die Krankenhäuser der Provence bestimmte, sie enthielten Anordnungen über seine Kunstschätze und Sammlungen, danach sollte Jeder der Gäste, die seine Verwandten mit sich nach Avalon geführt, sich aus ihnen ein Stück zum Angedenken an diese Tage wählen, nachdem der Hauptredner an seinem Sarge seine eigene Wahl getroffen; überdies vermachte er daraus dem Chevalier d'Aydie einen kostbaren Türkensäbel, eine Damascenerklinge, ein Paar mit Edelsteinen in ihrem Griff ausgelegte Pistolen und närrischer Weise zwei prächtige türkische Schleier, „falls" — hier stotterte der Schreiber ein wenig — „falls er eine Geliebte in Malta oder eine gute Freundin in Paris habe, der er sie geben könne." Martin Renard, sein „getreuer Advokat", empfing zur Belohnung der Mühen, die er noch nach seinem Tode wegen des Testaments haben würde, denn bei Lebzeiten hätte

er ihn anſtändig bezahlt, mehrere Gemmen und römiſche Siegelringe.

Nach Beendigung dieſes Satzes ſenkten d'Aydie wie der Schreiber ihre Pergamente und der Notar ſtand auf.

„Der Herr Marquis Sylvain von Roche-Noire, Gott habe ihn ſelig!“ ſagte er, „wünſchte, daß der fernere Inhalt ſeines letzten Willens auch ſeiner Dienerſchaft bekannt würde, ich erſuche Herrn Simon Riquier um die Erlaubniß, die Thüre dieſes Zimmers öffnen und die Diener zuſammenrufen zu dürfen.“

„Es ſei ſo.“

Auf den Wink Martin Renard's öffnete Ambroiſe beide Flügel der Thür und ſchritt hinaus.

Jetzt nahte die Entſcheidung . .

Als die Diener und Mägde in ehrfurchtsvoller Entfernung, mehr in dem Nebengemache

als in dem Sitzungszimmer selbst, sich gesammelt, wurden die Züge Aller ernster und feierlicher.

Langsam erhob Heloise ihren Kopf, mit kaltem Stolz blickte sie umher, sie hatte ihren Entschluß.

XII.

Der Schreiber warf ſich von dem Bewußtſein, welch' ein hochwichtiges Amt ihm hier zugefallen, mächtig erhoben, in die Bruſt, räusperte ſich und las:

„Indem ich mich jetzt zu meinen Verwandten, meiner geliebten Enkelin Heloiſe, verwittweten Gräfin von Villeneuve, dem Kinde meiner einzigen Tochter Henriette, die mit Louis de Monthemar verheirathet war, meinem Neffen Octave, Marquis von Roche-Noire, dem Sohne meines jüngeren Bruders Bertrand, und zu dem Sohne meiner jüngſten und geliebteſten Schweſter Louiſe, weil ſie von allen meinen Angehörigen die Demüthigſte geweſen, dem Arzte Simon Riquier

wende: scheint es mir löblich und gut, daß nicht von ihnen allein, sondern von allen meinen Dienern gehört werde, was ich ihnen zu sagen habe. Denn wie es eine von Gott eingesetzte Ordnung der Welt ist, daß die einen adelig und zur Herrschaft, die andern niedrig und zur Knechtschaft geboren werden, so ist es auch billig, daß die Adeligen in allen Dingen und zu jeder Zeit sich ihres Vorzugs würdig erweisen und ihren Untergebenen zum herrlichen Beispiel der Tugend und der Vertheidigung des Rechtes dienen. Meine Diener haben mich als einen strengen Herrn kennen gelernt, sie sollen nun erfahren, daß ich das Unrecht nicht nur bei ihnen gestraft habe, nein, es zu strafen gedenke, wo ich es treffe und so weit meine Macht reicht. Nicht die Uebertretung der Gesetze, ihre Befolgung sei der Stolz des Edelmannes. Der Arme muß entbehren, aus dem Zwange seiner Noth und seines Elends, der Vornehme lerne entsagen, aus Erkenntniß der Tugend.

Je weiter das Gebiet seiner Wünsche und Hoffnungen sich erstreckt, desto mehr beschränke er sich. Weil er größere Rechte und die Macht des Stärkeren besitzt, hüte er sich zumeist, auch nur um ein Härchen das Recht seines geringeren Nachbars zu beugen.

„Warum ich aber das Alles hier niederschreiben lasse? Eine Weisheit, die auf allen Straßen gepredigt und doch von Keinem befolgt wird und die darum keinen stärkeren Eindruck macht, weil sie von mir, wie aus der Tiefe meines Grabes heraus, wiederholt wird? Darum, damit die folgenden Bestimmungen meines Testaments nicht als die Willkür und Laune eines alten, mürrischen Sonderlings, sondern als der Ausspruch der Gerechtigkeit angesehen und verehrt werden sollen. Wenn einer aus einem adeligen Geschlechte eine schwere Schuld begangen, so hafteten alle seine Blutsverwandten für ihn, sie zahlten das Reuegeld für sein Vergehen: so lesen wir es

in den alten Büchern und Gesetzen. Ich denke: Keiner, der dem Geschlechte der Roche-Noire's angehört, wird sich dieses Brauches weigern und eine Schuld nicht anerkennen, die einer seiner Verwandten auf sich geladen. Die Missethat des Einen verunehrt das Wappen des ganzen Hauses, so müssen alle trachten, den Flecken wieder zu verlöschen. Die Roche-Noire's aber stehen unter solcher Anklage und kann sie auch zunächst vor keinem irdischen Richter erhoben werden, so schreit sie um so lauter zu dem Ewigen und Unsichtbaren auf. Und ferner sage ich: alle unsere Thaten pflanzen sich fort und wirken unzerstörbar, als der eigentliche Kern unsers Wesens, durch alle kommende Zeit bis zum Ende der Welt, die guten wie die bösen. So möchte allmählig das Unrecht, das auf uns lastet, zu einem Berge werden, der uns erdrückt. So viel an mir ist, versuche ich darum die Unbill zu sühnen, das Krumme wieder gerad zu biegen und den Fluch,

den ich nicht in Segen verwandeln kann, doch verstummen zu lassen. Die Gläubiger des Hauses Roche-Noire nun sind eine ehemalige Sängerin Marie d'Etioles, die jetzt in diesem meinem Schloß Avalon, in dem Thurm am See wohnt, und ein Maler Antoine Watteau, der zur Zeit, als ich dies Testament aufsetzte, in Paris ansässig war ..."

In athemloser Erwartung saßen und lauschten Alle, Watteau war aufgesprungen und wollte reden, aber der Blick Renard's, der Ernst, mit dem Simon Riquier seine rechte Hand emporhob, Schweigen gebietend, schüchterten ihn ein, er wollte noch einen Schritt nach dem Tische zu thun, schwankte, erbleichte ... setzte sich wieder ...

Von Allen am tiefsten gebeugt, erbittert, reuegequält rang Octave nach Fassung ... seines Fehles wegen sollten die Andern, sollten Heloise und Simon Riquier leiden! Eine härtere Demüthigung seines Stolzes hätte keiner seiner

Feinde ersinnen können. Und wie er sich auch in Gedanken marterte, er fand kein Mittel, die schrecklichen Worte seines Oheims auszulöschen, seine Befehle umzustoßen.

Indeß las der Schreiber eintönig weiter...

„Da ich nicht zum Ankläger und Richter berufen bin, so bleibe der Name dessen, der diese beiden Personen gekränkt, verletzt und geschädigt, ungenannt" —

„Nein," rief Octave sich aufrichtend mit starker Stimme, „wer schuldig ist, der büße durch sein Geständniß vor aller Welt. Ich, Octave von Roche-Noire, habe gekränkt, verletzt und geschädigt..."

„Nachher," und Simon Riquier legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter.

„Les't weiter," sagte Martin Renard zu dem Schreiber, und um das Gemurmel zu ersticken, das die Reihen der Dienerschaft durchirrte, winkte Ambroise dreimal mit seinem Stabe.

„Ungenannt wie die Beleidigung und sein

Vergehen. Da ich aber über das mir von Gott geschenkte Vermögen und Besitzthum frei schalten und walten kann, so setze ich diese Marie d'Etioles und diesen Antoine Watteau zuvörderst unter meine Erben ein.

„Ich verordne demnach, daß mein baares Vermögen, welches in der Handelsbank zu Genua liegt, nach Abzug der vorhin genannten Summen und Legate, in fünf gleichen Theilen unter meine Erben vertheilt werde, was nicht allzuviel für Jeden betragen wird. Aber meine Verwandten sind reich und da sie sich bei meinen Lebzeiten nicht um mich gekümmert haben, werden sie sich nach meinem Tode gleich wenig um meine Hinterlassenschaft kümmern. Das hoffe ich zu ihrer Ehre. Reichthum bringt kein Glück, nur bei der Mäßigung wohnt die Zufriedenheit. Da also mein Geld keinen sonderlichen Werth für sie haben kann, so vermache ich ihnen noch, jedem ein besonderes Erinnerungszeichen: meinem Neffen dem

Arzt meine Bücher und den Inhalt meines Laboratoriums, meiner Enkelin die Ketten, Diamanten und Ringe, die ihre Großmutter getragen, meinem ritterlichen Neffen, dem Marquis von Roche-Noire, meinen Degen und einen silbernen Würfelbecher mit den dazu gehörigen Würfeln: so wird mein Angedenken alle Zeit über lebhaft bei ihnen bleiben, diese Gaben sind ihrem Charakter angemessen. Dieses aber mein Schloß Avalon mit seinem Garten, seinen Feldern und Forsten, mit Allem, was darin und darum ihm zugehört, schenke ich endgültig und unwiderruflich, unantastbar vor jedem Gerichtshofe, den beiden von uns beleidigten und gekränkten Personen, der Demoiselle Marie d'Etioles und dem Sieur Antoine Watteau, es zu besitzen, zu vergeben und zu vererben, wie sie wollen und können. Und da besagte Demoiselle Marie d'Etioles ihrer Kränklichkeit und ihres angegriffenen Gemüthszustandes wegen des Raths und der Unterstützung eines Mannes

bedarf, den genannten Sieur Antoine Watteau, Maler in Paris, mir wiederholt als ihren älteſten, beſten und getreueſten Freund bezeichnet hat, überdies vor Gott und ihrem eigenen Gewiſſen ſich gegen ihn ſchuldig fühlen muß und ſchuldig fühlt, ſo lege ich ihr Geſchick und ihre Zukunft in die Hand dieſes Mannes und bitte ihn, ſie als ſeine Schweſter zu ſchützen, zu lieben und zu ehren. Und weil es nicht anzunehmen iſt, daß bei der Eröffnung und Kundmachung dieſes meines letzten Willens genannter Sieur Antoine Watteau gegenwärtig in Avalon ſein wird, ſo ſoll in ſeiner Abweſenheit, bis man ihn von meiner Anordnung in Kenntniß geſetzt hat und er in ſein Recht eingetreten iſt, mein Neffe, Simon Riquier, die Verwaltung des Schloſſes und die Beſchützung der Demoiſelle Marie d'Etioles übernehmen, wider wen es auch ſein möge.

„Allen, die dieſe Worte gehört haben, empfehle ich ſie zur Nachachtung und fordere ſie auf, für

sie einzustehen, Jeder an seinem Orte und nach seiner Kraft. Die Narren mögen sie belächeln, die sich beeinträchtigt glauben, wider sie eifern: eingegeben aber hat sie mir der Geist der Gerechtigkeit und der Stolz auf den unbefleckten Namen der Roche-Noire's. Die Schuld des einen Roche-Noire hat der andere gesühnt, unvollkommen zwar, aber doch so, wie wir Menschen eben unsere Fehler gut machen können. Im Namen Gottes: was ihr wollt, das euch die Leute thun, das sollt ihr ihnen auch thun. Zumeist doch liebet euch untereinander und verurtheilt Niemanden. So auch mich nicht, den Todten, der das Narren- und Maskenspiel des Lebens noch über das Grab fortsetzte. Wenn dies Spiel unter euch, meine unbekannten Freunde, die ihr mit meinen Verwandten euch neun Tage lang meinen Wein habt gut schmecken lassen, auch nur zwei einander näher brachte, wenn es auch nur in einem das Gewissen und die Erkenntniß des-

ſen erweckte, was uns noth thut, nämlich Demuth und Entſagung, ſo war es nicht ſinnlos und nicht nutzlos. Gebet euch die Hände und zieht fröhlich eures Weges ..."

Noch las der Schreiber, jetzt mit eilender Stimme, als dränge es ihn ſelbſt zum Schluß zu kommen — in der Bewegung, die heranbrauſte, der Möwe nicht unähnlich, die vor dem Sturme flieht — die Unterſchrift, die Namen des Notars, der Zeugen, Ort, Datum der Urkunde ... nun legte er das Pergament nieder.

Alle hatten ſich erhoben, ſtaunend, ſprachlos. Auf welche Seltſamkeiten des Verſtorbenen ſie auch ſchon durch ſo viele unbegreifliche Vorſchriften vorbereitet waren, die Wirklichkeit übertraf jegliche Erwartung.

„Iſt es denn wahr, dies abſcheuliche Teſtament?" fragte Heloiſe, der die Erbitterung zuerſt das Wort lieh, den Malteſer. „Iſt es kein Traum?"

„Es ist in Wahrheit so.“

„Unumstößlich?“

„Ja wohl, unumstößlich,“ entgegnete der Advokat. „Rechtskräftig abgefaßt, rechtskräftig in allen Ausdrücken und Formeln. Herr Antoine Watteau, Sie sind der Besitzer dieses Schlosses.“

Unabsichtlich, unwillkürlich hatten die Andern einen Halbkreis um den Maler geschlossen. Der zerknitterte mit den Händen seinen Busenstreif und starrte zu Boden; war es ihm nicht möglich, sich in sein Glück zu finden, oder stiegen in seinem Kopfe, der so voll Grillen steckte, wie der des verstorbenen Marquis, allerlei wunderliche Blasen auf?

„Meinen Glückwunsch haben Sie, Watteau,“ sagte der Vicomte. „Victoria, es lebe Ihre Geschichte, jetzt erst hat sie einen Schluß bekommen,“ und er lächelte die Gräfin an.

Da führte Simon Riquier seine Schutzbefoh-

lene in den Kreis und nahm Watteau's Hand, um ſie in die ihrige zu fügen.

„Hier iſt Ihre Schweſter, mein Freund. Ich fürchtete, daß es mir ſchwerer fallen würde, meiner Pflicht zu genügen und ſie zu beſchützen. Nach den Aeußerungen meines Oheims mußte ich auf einen harten Kampf gefaßt ſein," freundlich ſah er, als er ſo ſprach, zu Octave hinüber, „wir Männer aus der Provinz haben unſere Beſorgniſſe vor den Herren des Hofes. Wie gerne geſteh' ich es, daß ſie grundlos waren. Einen ſchlimmen Gegner erwartete ich und habe ſtatt deſſen drei gleich vortreffliche und ausgezeichnete Edelleute kennen gelernt. Mein Schutzamt iſt zu Ende, Fräulein Marie d'Etioles; da ſteht Ihr Beſchützer, Ihr Freund, Sie werden, ich ſag's in feſter Ueberzeugung, nicht leicht einen beſſern finden."

„Meine Schweſter ..." Mit ſeinem rechten Arm umſchloß Watteau die Weinende und zog

sie an seine Brust. „Arme Schwester Marie, hier ruhe aus, hier gesunde, das sei das Ende.“

„Nimmermehr!“ Und Octave, der bisher vom Gefühl seiner Schuld und Reue niedergedrückt, verloren in innerm Kampfe, der Handlung wie der Sprache unfähig gewesen war, trat entschlossen an Watteau heran. „Nicht dies ist das Ende! Die Genugthuung, die mein Oheim anbietet, kann ein edles Herz nicht versöhnen, sie beleidigt es noch mehr . . . “

„Mein Herr Marquis von Roche-Noire,“ unterbrach ihn Watteau, „in diesem Augenblick bin ich auf diesem Boden der alleinige Gebieter und Niemand darf entscheiden, wenn nicht ich.“

Und sich umwendend, immer noch Marie an der Hand, zeigte er sie der Dienerschaft: „Sie ist fortan eure Herrin, was sonst auch noch geschehen möge, sie! Ehret sie, liebet sie! Und nun, würdiger Ambroise, schwenkt euern Schäferstab, und ihr, meine Kinder, zieht fröhlich eures

Wegs, wie der selige Herr Marquis sagte, das heißt, zu eurer Arbeit. Haltet nicht länger hier Maulaffen feil, sondern dankt dem Himmel, daß er euch nicht die Last von Avalon auf den Rücken geworfen."

So blieb er stehen, bis der Letzte sich entfernt hatte und die Flügelthüren wieder geschlossen waren.

Kaum hatte inzwischen Octave, in dem der Zorn gegen Watteau, der Unwille gegen sich selbst in wilden Flammen loderte, an sich gehalten, umsonst suchten ihn der Malteser und Simon Riquier zu begütigen. „Ich will ja nichts von ihm," sagte er heftig, „nicht dies Schloß, ich will nur sie."

„Meister Martin Renard" — langsam, in so stolzer Haltung, als hätte er das Handwerk eines vornehmen Herrn Jahre lang geübt, ging Watteau zu dem Tisch — „glaubt Ihr auf Euer Gewissen, daß dies Testament, das Ihr uns habt

vorlesen lassen, gültig, gerecht und unanfechtbar sei?"

„Ich glaube es; der Hof des ehrwürdigen Parlaments zu Aix, vor dem allein eine Klage dagegen angebracht werden könnte, hat in einer Consultation seiner hervorragendsten und gelehrtesten Mitglieder sich für die Rechtsgültigkeit dieser Urkunden entschieden."

„Dann, meine Damen, meine Herren, bitte ich Sie, mir in die Kunsthalle zu folgen. Dort nehme sich Jeder, was ihm gefällt."

„Halt da, Herr Watteau, ich bestreite Ihnen nicht Ihre Rechtstitel, nicht Ihr neues Besitzthum, aber dies Mädchen;" von Riquier, der ihn zurückhalten wollte, riß Octave sich los und stellte sich dem Maler entgegen.

„Oho, wer hätte ein näheres Anrecht auf die Schwester als der Bruder?"

„Die Liebe. Wem gehört ein Weib? Dem, den sie frei sich erwählt. Und ich sage noch ein-

mal, die Buße, die mein Oheim uns allen dreien auflegte, obwohl ich allein der Schuldige bin, ſühnt mein Unrecht nicht. Wer kaufte Ehre für Gold ein? Heilt Reichthum ein verwundetes Herz?“

„Reichthum nicht, aber Entſagung,“ antwortete ſtatt Watteau's Marie, mit ſanftem Lächeln, das ihr Geſicht mild verklärte, ſich zu Octave neigend. „Der heißeſte Wunſch meiner Seele, Sie noch einmal zu ſehen, mein Freund, ward mir erfüllt. Darüber hinaus begehrte ich, wollte ich nichts. Wie ein ſcheidender Sonnenſtrahl iſt Ihr Blick noch einmal auf mich gefallen, wird's nun auch dunkel um mich, in mir iſt es hell und licht. Sie liebten meine Schönheit, meine Jugend, ſie ſind alle dahin . . .“

„Dahin durch mich!“

„Genug, Herr Marquis, quälen Sie ihr Herz nicht mehr,“ bat Aiſſé; „es iſt ſo ſchwer, ſich in das Nothwendige zu fügen und ſtill im

Schmerz zu sein, warum wollen Sie mit Ihren Klagen eine mühsam errungene Ruhe stören?"

Widerstrebend schwieg Octave; über Allen, als sie in die Halle traten, lag es wie ein schwerer, wüster Druck; wie wird das enden? fragten sich gegenseitig die Blicke, die der Eine wohl mit dem Andern tauschte. Sogar Simon Riquier's Züge, der bisher der heiterste von Allen geschienen, hatten sich wieder verdüstert. Heloisen waren alle diese Vorgänge lästig, hinderlich, unheimlich, sie spähte nach einer Gelegenheit, einem Vorwande, ihnen zu entfliehen, und hätte sie nicht das Aufsehen gescheut, das ihr Fortgang hervorrufen mußte, wäre nicht die Neugier des Weibes, wie dieser Knäul sich entwickeln würde, auch in ihr mächtig gewesen, statt in die Halle, wäre sie lieber in den Schloßhof hinuntergeeilt, in ihren Wagen gestiegen und davon gefahren.

Das war nun zu spät, den eben schritt Watteau zu dem Bilde von Rubens, dem Liebesgar-

ten, und ſagte: „So ſchwach meine Rede war, Sie fanden ſie gut, ich habe das Vorrecht der Wahl und nehme dies Bild. Schreibt es nieder, Meiſter Renard, und ſchreibt weiter, daß ich im Uebrigen auf all' den Trödel verzichte, den mir der Marquis in ſeinem Teſtamente ſo freigebig geſchenkt hat, verzichte auf ſein Schloß, verzichte auf ſein Geld. Bildete ſich der Mann ein, er könne mich fangen? Die Kunſt und noch einmal die Kunſt! Ich wäre ein Narr, wollte ich meine Palette gegen das Wappen von Avalon vertauſchen. Wenn er von ſeinem Neffen, unſerm würdigen Arzte, Herrn Simon Riquier, zu hoch dachte, um ihm ſeine Wiſſenſchaft abkaufen zu wollen, wer erlaubte ihm, von Antoine Watteau und der Kunſt geringer zu denken? Die Kunſt hat nur trockenes Brod zu brechen, aber ſie verſtreut wie der Schöpfer der Welt Morgenſonnenſchein und Sternengefunkel für Alle, die Augen haben zu ſehen. Möglich, daß ich vor Hunger, in einem

elenden Neste sterbe, aber wenn man nach Jahrhunderten von einem unter Euch, von dem Regenten und seinen Herzögen und Grafen, von all' den schönen Damen seines Hofes und ihren Liebesgeschichten sprechen sollte, wird man sagen: sie lebten zur Zeit Antoine Watteau's. Das ist mehr als der Besitz von hundert Avalon's! Dies Bild aber habe ich rechtmäßig erworben, ich nehme es, im Grunde steckt ja meine Seele darin."

„Sie verzichten, Sie verzichten zu Gunsten des Fräulein Marie d'Etioles auf Ihre Ansprüche?" fragte der Notar.

„Fehlgeschossen. Schreibt, daß ich alle meine Rechte an Octave, Marquis von Roche-Noire, abtrete, abgetreten habe vor sieben Zeugen, denn der Eid dieser achten Person da," und er zeigte auf Marie, die Hand in Hand mit Aissé stand, „dürfte vor Gericht nicht angenommen werden. Warum nicht? Aus zu naher Verwandtschaft, meine ich. Mein Herr Marquis von Roche-Noire,

für die Schuld der Liebe giebt es nur eine Genugthuung: Gegenliebe. So nehmen Sie denn meine Schweſter, Treue um Treue, ich mag nicht Herr von Avalon heißen, Antoine Watteau hat einen beſſeren Klang, ſie aber verdient es wohl, Marquiſe von Roche-Noire zu ſein."

Und mit einer Ueberlegenheit, der ſich Alle beugten, führte er den ſprachloſen Octave zu der zitternden, erröthenden Marie.

„Watteau," rief der Vicomte, „Sie ſind der größte Narr im ganzen Frankreich."

Da beugte Octave vor der Geliebten die Knie, er ſah ſie nur an, ſie weinte...

Indem fiel etwas auf die Marmorplatten des Fußbodens, es war der Fächer Heloiſen's, einige ſeiner feinen Elfenbeinſtäbchen zerſprangen.

Artig langte ihn der Vicomte von der Erde auf und behielt ihn eine Weile, als beſänne er ſich auf ein zierliches Wort, noch in der Hand...

Heloiſe hatte wieder Sonnenſchein im Geſicht,

jenes halbverschämte, halb verführerische Aussehen, das zu sagen schien: so fordere doch nur! Wenn der Vicomte seine Werbung, mit der er vor zehn Tagen, auf der Anhöhe am See, nicht zum Schluß gekommen, in diesem Augenblicke erneuert und beendigt hätte ... kicherte nicht verstohlen Gott Amor aus den Falten ihres seidenen, mit bunten Schleifen und Blumen besetzten Gewandes?

„So geben Sie mir doch endlich meinen Fächer wieder," sagte sie neckend, „er ist einmal entzwei und Sie sind doch wohl zu ungeschickt, ihn wieder ganz zu machen?"

Henri de Rion hielt mit dem Fächer sein Schicksal in der Hand.

„Nehmen Sie ihn wieder, Frau Gräfin," sagte er, „ich bin in Wirklichkeit zu ungeschickt für diese Arbeit."

Heloise hatte ihn verstanden, sie hat ihn seit dieser Stunde nicht eines Blickes mehr gewürdigt.

Aber so, gedemüthigt, unbeachtet in der Freude

der Andern, die erſt jetzt ſich jedes Zwangs entbunden fühlten, konnte dieſe ſtolze Frau nicht bleiben. Zu lange hatte ſie überall den Vorrang geführt, um hier ſeinen Verluſt zu ertragen. Sie überwand ſich ſelbſt und näherte ſich Marien, die in den Armen ihres Geliebten lag. „Einen Bruder haben Sie verloren, Fräulein d'Etioles, betrachten Sie mich und Aiſſé als Ihre Schweſtern, dann iſt Ihre Einbuße zwiefach aufgewogen," bat ſie.

Und wie die beiden ihr nun die Hände reichten, lächelte ſie, als wäre ihr plötzlich ein glücklicher Gedanke gekommen.

„Aiſſé," ſagte ſie mit unnachahmlicher Anmuth, „wurde von den Herren bei ihrer Ankunft im Namen des Regenten als das tugendhafteſte Mädchen in Frankreich begrüßt, wir Frauen aber kennen von Ihnen allen keinen, der ſich mehr um uns verdient gemacht, keinen, der uneigennütziger dächte und handelte, keinen, der unſerer

Freundschaft würdiger wäre, als Herrn Watteau. Er hat uns bewiesen, daß ein großer Künstler auch ein großes Herz im Busen trägt. Wenn die Frauen, wie er uns erzählte, ihn viel haben leiden lassen, dies Lieben und Leiden hat doch auch seinen Bildern den Duft gegeben, der sie unsterblich macht. Im Garten wollen wir drei den schönsten Lorbeerkranz für Sie flechten, Herr Watteau, und fortan sei zwischen uns und Ihnen, Frieden, Frieden!"

„Friede und Freundschaft," wiederholten Aissé und Marie.

Umdrängt von Allen stand Watteau, Jeder pries ihn, Jeder versicherte ihn seiner Neigung, seines Dankes. Er erwiederte nichts, er hatte wieder sein blödes Wesen, seine linkische Haltung, scheu und wie geblendet suchten seine Augen die Erde, nur einmal hing einer seiner dunklen, schwermüthigen Blicke länger an der strahlenden Heloise ... er stammelte einige unverständliche

Laute, rang zwiſchen Lächeln und Weinen, raffte ſich zuſammen und ſagte, das Bild von Rubens hochhaltend: „Nun ſind wir ja eine Verſammlung glücklicher Menſchen, wie er ſie hier gemalt. Nur drei Blüthen treibt dies Leben: die Jugend, die Liebe und die Kunſt. Sie haben die erſten gepflückt, ich beſitze wenigſtens eine Knospe der letzten. So hat Jeder ſein Theil und mag zufrieden ſein in der ſchlimmen Einrichtung dieſer beſten Welt. Darum, da wir morgen vielleicht ſterben, lebe heute die Freude!“

Hier endet die Geſchichte vom Schloſſe Avalon. Denn wenige Tage ſpäter war es ein Schloß geworden, wie es tauſend andere in Frankreich und außerhalb Frankreich's gegeben, ein ſchönegelegenes, prächtiges, aber kein verzaubertes Schloß und nicht mehr voll von Geheimniſſen und Wunderbarkeiten. Darin waltete ein junges Paar, Octave und Marie, die der Segen des Prieſters

vereinigt, im ersten Liebesrausch, wie er sich immer wieder einzustellen pflegt, wenn nach langer Trennung und Irrung die Versöhnung zwei Liebende auf's Neue zusammenführt. Die Andern, welche den Garten und die Säle des Schlosses, bald mit ihrer Trauer und ihrem Streit, bald mit ihrer geräuschvollen Freude erfüllt, waren alle nach der Feierlichkeit der Trauung geschieden. Simon Riquier und Frau Argentine gingen in ihr stilles Haus nach Montpellier zurück und den Sommer über auf der steinernen Bank am Marktbrunnen und im Winter an ihrem traulichen Kamin hatte die gute alte Dame ihren Nachbarinnen und Freundinnen vollauf zu erzählen, so viel von der Herrlichkeit und der Tollheit der vornehmen Leute, so viel von den Abenteuern, in denen sie mitgespielt ... sie hätte hundert Jahre alt werden können und wäre mit ihren Erzählungen nicht fertig geworden. So wahr ist es, daß ein Tag oft ein Leben aus-

füllen kann. Wie er verſprochen hatte, kam Simon Riquier in jedem Frühjahr zum Beſuch nach Avalon, ſtets in jener gehaltenen Freundlichkeit, die einem Manne der Wiſſenſchaft, von der die Thoren glauben, daß ſie über Leben und Tod bis zu einem gewiſſen Punkte hin Gewalt habe, allein geziemt, wie glücklich aber ſich auch die Ehe Octave's und Mariens geſtaltete, wie verlockend auch dieſer Anblick ſein mochte, Simon Riquier heirathete nicht. „Ich bin mit der Wiſſenſchaft verlobt," ſagte er zu der jungen Marquiſe und zu Octave: daß er wie der Apoſtel dächte, der Eheſtand wäre ſchon gut, doch die Eheloſigkeit noch beſſer. Der Arzt gehöre allen Menſchen, wie könne er ſich an ein Weib binden? Wie der Prieſter müſſe auch der wahre Arzt unbeweibt ſein. Darüber vertieften ſich beide Männer in weitläufige Erörterungen, die darauf hinausliefen, daß Keiner den Andern von ſeiner Meinung überzeugte...

Anders fiel das Loos Aiſſé's und des Cheva-

lier's. Für sie wurde der Garten von Avalon verhängnißvoll. Als Aissé und Heloise, diesmal von dem Chevalier begleitet, ihre Rückreise nach Paris antraten, war die Liebe der beiden nur eine weiße Rosenknospe, als sie aber wieder nebeneinander wohnten, er von seinem Balkon in ihren Garten hinabsehen konnte, hatte sie sich zu einer purpurnen Blüthe entfaltet. Und der Vicomte Henri de Rion übertrieb nicht, wenn er auf einer Jagd im Forste von Fontainebleau dem Herzog von Orleans, nicht ohne leise Schadenfreude, als sie beide allein langsam unter den Bäumen dahinritten, berichtete, daß nun das tugendhafteste Mädchen Frankreich's auch seinen Geliebten hätte, worauf Philipp von Orleans antwortete: „Glaubtest Du, Narr, dieser Apfel würde ungekostet bleiben?" In einem aber unterschied sich Aissé von allen Mädchen und Frauen Frankreich's, die damals am lustigen Hofe des Regenten lebten, sie blieb ihrer Neigung treu und

da nicht Liebe und Hingebung, ſondern nur die Treuloſigkeit und der Verrath eine Sünde iſt, ſo verdiente ſie den Namen eines tugendhaften Mädchens bis zu ihrem Tode. Der Chevalier war ihrer Liebe werth, auch die ſeine änderte ſich nicht im Laufe der Zeit, an dieſen Herzen ging der Wechſel der Tage ſpurlos vorüber. Wiederholt bot ihr d'Aydie an, aus dem Orden der Malteſer zu treten und ſie zu heirathen, ſie lehnte ſolch' Opfer — denn ein Opfer wäre es geweſen, da ſie nur ein armes und faſt namenloſes Mädchen war — mit heiterer Ruhe ab. Sie hatte nur den einen Gedanken, für ihn zu ſein, um ſeiner Ehre und ſeines Ruhmes willen ſetzte ſie die ihren hochherzig beiſeit. Solche Treue und Zärtlichkeit wurde an ihr einmal vom Schickſal belohnt. Ihre Schönheit zerſtörte eine langwierige Krankheit, ſeine Neigung aber beſtand dieſe ſchwere Probe. Es war Aiſſé vergönnt, in ſeinen Armen zu ſterben. „Drüben," ſagte ſie zu

dem Geliebten kurz vor dem letzten Augenblicke, „treffe ich doch einen Freund, mit dem ich von Dir und von Avalon reden kann, den armen Watteau.“ Er küßte sie nur auf die Lippen und erwiederte nichts, er gehörte nicht zu denen, die auf ein Jenseits hoffen.

Der arme Watteau . . Ja wohl, er war längst vor ihr hinübergegangen . . sei es nun, in das Land der Seligen, sich ganz zu unterst an den Tisch der großen Maler zu setzen, oder in den ewigen Schlaf.

Mit Fortunio, der unter ihm die edle Kunst erlernen wollte, und dem Vicomte hatte Watteau Avalon verlassen und in der Gascogne das Stammschloß Henri's besucht. Das war eine lustige und tolle Fahrt gewesen. Wie verschieden und selbst feindlich die Anschauungen und Grundsätze des Malers und des Edelmanns oft auch sich entgegentraten, im Alltagsleben ließen sich schwer zwei Menschen finden, die sich so gut einander ertrugen

und ergänzten. Die Scherze des Vicomte und die Schwermuth Watteau's gaben eine wunderliche Muſik, aber doch eine Muſik. Bald nach ſeiner Rückkehr in die Hauptſtadt wurde er am 28. Auguſt 1717 in die Königliche Akademie der Künſte aufgenommen. Er hatte den Gipfel ſeines Ruhmes erreicht. Seit dem Tode des unvergleichlichen Pouſſin hatten der Hof und Paris keinen Maler mit größerer Begeiſterung begrüßt, als Antoine Watteau. Die Landſchaften Claude Lorrain's, die Heiligenbilder Le Sueur's erblaßten vor ſeinen ländlichen Feſten, ſeinen Tänzen und Blindekuhſpielen. In dieſen Sonnentagen ſeiner Berühmtheit wäre es ſogar der Gräfin Heloiſe von Villeneuve Freude und Genugthuung geweſen, ihn in ihren Abendgeſellſchaften zu ſehen. Sein Ruhm hatte ihre frühere Abneigung gemildert, und es war ja kein Octave mehr da, dem zur Liebe ſie ihre Vergangenheit, das Abenteuer Diana's und Endymion's, ſo gern und um jeden Preis hatte

auslöschen wollen. Aber weder Octave noch Watteau sahen sie wieder. Der eine, wie der Vicomte sagte, verwilderte in der Provinz, der andere mochte die schmerzlichen Aufregungen nicht noch einmal erleiden, die Heloisen's Anblick in Avalon ihm bereitet. Da erst wuchs das Gras über die Geschichte seiner Liebe und ihrer Treulosigkeit, Gras, das sich nur leise flüsternd bewegte, wenn der Name Heloisen's an sein Ohr schlug . . Das erwartet Keiner von der Gräfin, daß sie nach so grausamer Enttäuschung, Octave nachseufzend, die Welt gemieden und die Einsamkeit aufgesucht hätte. Nun bedurfte sie erst recht des Genusses und beständig neuer Unterhaltung, um die Erinnerung zu verscheuchen. Und gewiß, ihr Herz hatten die Götter nicht zur Treue und Anhänglichkeit geschaffen. Sie lernte Octave vergessen, wie sie vor ihm Watteau vergessen hatte. Noch war sie jung, ihre Haare noch braun, sie hatte noch ein Leben vor sich. Einmal hatte sie

einen Mann wahrhaft geliebt, wie sie eben lieben konnte, von diesem einen war sie verschmäht worden. Fortan hütete sie sich wohl, eine Neigung Macht über ihr Herz gewinnen zu lassen. Nicht besser, nicht schlechter war sie als alle Frauen der Regentschaft; vornehme, gefällige, genußgebende und genußsuchende Frauen, anmuthige, feine, geistreiche Gesichter und Köpfe, die bei all' ihrer Sinnlichkeit doch auch den philosophischen Zug des Jahrhunderts bewahren und metaphysische Gespräche lieben. In diesen Kreisen gestand man der Gräfin von Villeneuve den Vorrang des Geistes und der Schönheit zu. Klug und vorsichtig, wie sie es auch früher gewesen, vermied sie es, offen der Sitte zu trotzen und wie ihre Freundinnen mit ihrer Sünde zu prahlen. Selten hatte der Hof von Versailles eine Frau gesehen, die mit größerem Anstand ihr Wittwenkleid zu tragen wußte, wie Heloise. Und sie werde es bis zu ihrem Tode tragen, äußerte sie zu denen, die sie zu einer

neuen Heirath aufforderten, sie wolle zeigen, daß nicht alle Frauen der Wittwe von Ephesus glichen. Von dem, was in Avalon geschehen, war nur eine sehr ungewisse Kunde an den Hof gedrungen und in den Erzählungen des Gerüchts spielte der Marquis Octave, seine unsinnige Heirath mit einer halbtollen Sängerin, sein Entschluß, nicht wieder nach Paris zu kommen, eine viel größere Rolle als Heloise und ihre Niederlage. Niemand konnte ihr so den Ruhm der Treue bestreiten. Die Welt, da sie selbst eine Täuschung ist, will auch nur das Eine: getäuscht werden. Und so war Heloise von Villeneuve noch eine vielschöne und vielumworbene Frau, als Antoine Watteau am 18. Juli 1721 starb.

Ruhm und Geld genug hatte er erworben, aber die Ruhe nicht. Keine Freundschaft fesselte ihn dauernd, kein Ort ersetzte ihm den verlorenen Garten von La Beauté. Dieser Luftspiegelung seines Lebens war er rastlos, unermüdlich nachge-

jagt. In Avalon hatte er noch einmal ihren Schatten gefaßt, dann war es aus. Was ihn aufrecht erhielt, was die verlöschende Flamme seines Geistes noch einmal anfachte, war die Kunst. In seinen Bildern befreite er sich von den Schatten seiner Vergangenheit. Während sein Dasein trüb und trüber, seine Stimmung freudleerer und menschenfeindlicher wurde, ließ er diese Geister fröhliche Tänze aufführen und zauberte ein buntes, farbiges Leben auf die Leinwand. Bis über den Kanal hinaus, hinüber nach England drang sein Name. Freunde seiner Kunst, englische Baronets und Grafen luden ihn nach London und auf ihre Landsitze ein. Den Keim des Todes in der Brust, kam er. Umsonst hatten ihm die Aerzte diese Reise widerrathen. Wie Molière verachtete Watteau die Aerzte und ihre Kunst. Er gefiel sich darin, sie in seinen Bildern und Zeichnungen zu verspotten. Diesmal aber hatten sie Recht. Leidender als er gegangen, kehrte er nach kurzer Frist

aus England zurück. Die letzte Freudigkeit hatte er dort, im Lande des ewigen Nebels, eingebüßt, er war sterbensmatt, den Freunden und sich zumeist eine unerträgliche Last. Die Orte, die ihn früher entzückt, der Garten des Luxembourg, unter dessen Bäume er so gern gesessen, in Jugenderinnerungen verloren, die Menschen, seine Freunde, seine Schüler wurden ihm unerträglich. Fortunio, der sich mit gleicher Liebe an ihn wie an Simon Riquier angeschlossen, sandte er damals nach Italien, damit er ein Maler werde, wie Rafael, und nicht ein Pfuscher bleibe, der im Grunde nur einen Fächer malen könne, wie er, Antoine Watteau. Einsam, allein in der Welt, wie er nun war, ging er nach Nogent, nach einem Landgut des Abbé Haranger in der Nähe von Vincennes. Lange duldete es ihn auch hier nicht, er wollte fort, nach seiner Vaterstadt Valenciennes, er hoffte dort zu genesen, da hielt ihn aber einer, der noch stärker war, als seine Unruhe, der Tod. . .

Was iſt die Liebe? Was iſt die Kunſt?

Die eine iſt eine Täuſchung, die auf eine kurze Zeit glücklich macht und den Herzen, die wahrhaft zu lieben verſtehen, dafür, wenn ſie zuletzt in ihrer Neigung ſich getäuſcht und betrogen ſehen, eine Wunde ſchlägt, die beſtändig blutet; die zweite iſt eine noch liſtigere Betrügerin, ſie entzündet eine Flamme in dir, die vielleicht der Nachwelt leuchtet, aber ſicherlich dich verzehrt.

Heloiſe von Villeneuve fand ein Vergnügen daran, „zum Angedenken ihres Freundes“ eine Reihe ſeiner Bilder, Tänze und Gartenſcenen, heiter in den Erfindungen, friſch und licht in den Farben, zu ſammeln und in einem eigens dazu hergerichteten Gemach ihres Hauſes aufzuhängen. Ihnen gegenüber hing ſie das Portrait des Malers, das die berühmte Künſtlerin Roſalba Carriera, eine Venetianerin, in dem letzten Jahre ſeines Lebens von ihm gefertigt hatte. Denen, die ſie zu beſuchen kamen, pflegte die Gräfin mit einem

gewiſſen Stolz ihre kleine Sammlung zu zeigen und ſie auf den Unterſchied zwiſchen dem ernſten, trübſinnigen, unfreundlichen Antlitz des Meiſters und dem Sonnenglanz und der Freudigkeit ſeiner Schöpfungen aufmerkſam zu machen. Dabei ſtand ſie meiſt in der Mitte des Zimmers, zwiſchen dem Portrait und den Bildern Watteau's. Man hätte ſagen können, ſie deutete ſo die Magie und die Zauberin an, der es gelungen war, dieſem bleichen Geſichte, dieſer gefurchten Stirn ſolche Geſtalten und ſolchen Scherz zu entlocken. Aber die Wenigſten ihrer Freunde ahnten etwas davon und der Vicomte, der allein dieſe „Symbolik" verſtanden und ſcharfſinnig hätte auslegen können, betrat ihr Haus nicht mehr. So hörten denn alle den Erzählungen, die ihnen Heloiſe von dem Leben und den Seltſamkeiten Watteau's berichtete, ſchon um der Anmuth ihres Vortrags wegen, mit Spannung und Theilnahme zu und einigten ſich zuletzt in dem Lobe und der Bewunderung des

liebenswürdigen und unübertrefflichen Meisters, der so glücklich und sinnig ein Utopien des Müßiggangs, der Freude und der Grazien geschaffen. „Ja“, schloß gewöhnlich Heloise dann, im Hinausgehen aus dem Bildersaal, dies Gespräch, „er war ein grillenhafter Mensch, aber vielleicht empfand er die Schönheit und die Freude um so lebendiger in seinem Herzen, je weniger er in Wirklichkeit die eine besaß und die andere genoß. Ihm war es nur gegeben, sie in Farben auszudrücken. Es ist merkwürdig, das letzte Wort, das ich aus seinem Munde als höchste Weisheit hörte, als sich uns einmal die Gebrechlichkeit, Unzulänglichkeit und verkehrte Einrichtung dieser Welt in einem grellen Beispiel aufgedrängt hatte, war: es lebe die Freude! Und nun sehen Sie seine Bilder an, sagen sie nicht dasselbe? Blicken Sie in das Leben, überschauen Sie sein Elend, seine Verirrungen, was können wir Sterbliche in der kurzgemessenen Frist, wo die Gottheit uns

ihre ewige Sonne leuchten läßt, anders thun als mit Watteau sagen: der Hinfälligkeit dieser besten Welt zum Trotz: es lebe die Freude?!"

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München